Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 6 — **Marburg i. H., den 4. Februar** — **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Selbstbeherrschung — China und das Christentum. 2. Die Arbeitsmethoden — Christentum und Spinozismus — Ein Chronist unsrer kirchlichen Gegenwart — Calvins Briefe — Heiratsgeschichten aus der Reformationszeit. 2. Peter Viret — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Selbstbeherrschung

Ich betäube meinen Leib und zähme ihn. 1. Kor. 9, 27.

Ohne kritische Einkehr bei uns selbst keine Wesensumkehr. Es ist eben im Geistigen ebenso, wie im Natürlichen: im Beginn des Gesundungsprozesses steht die richtige Krankheitsdiagnose. Mit Recht ist der Mensch ohne Selbsterkenntnis dem Gespensterschiff der Sage verglichen worden, das ohne Kapitän über die Wasserfläche jagt mit zerrissenen Segeln, und Niemand mag sagen, wo und wann es zerschellt.

Aber zur Selbstkritik muß freilich ein Anderes hinzukommen: die Selbstbeherrschung. Denn die Arbeit der Persönlichkeitsbildung ist nicht bloß eine Arbeit des sittlichen Intellekts, sondern auch des sittlichen Willens, seiner Verfestigung und Stählung bis dahin, daß er, der Wille, der regulierende Faktor aller Lebensauswirkungen werde, und man nicht mehr den Augenblicksantrieben folgt, sondern sich durch Zweckgedanken, Grundsätze und Ideale bestimmt. Um nicht als ein Kämpfer ins Ungewisse hinein erfunden zu werden, wollte ein Paulus seinen Leib „zähmen.“ „Zähmen“ aber heißt doch nichts Anderes, als das Wilde, das schrankenlos Schreitende und Sinnende, das der Willkür und dem eigenen Gelüste allein Folgende unter Gesetz und heilsame Ordnung stellen. Und die Nachübung jenes apostolischen Vorbildes soll unser Tagestun und Tagesstreben sein. Den Instinkten folgt blind das Tier. Das aber ist es, was den Menschen zieret, daß er durch seinen höheren sittlichen Willen ein Herr zu werden sucht über die Naturseite seines Wesens.

Nicht einem Virtuosentum im Willensleben überhaupt soll hier das Wort geredet werden. Es gibt Willensenergiker, die es durch eiserne Uebung dahin bringen können, daß ihnen die linke Hand gehorcht, wie die rechte, daß sie das Gedächtnis fast nie im Stiche läßt, daß sie Gedanken und Träume im Augenblick, wo sie kamen, abzuweisen vermögen; daraus mag Jeder Antriebe nehmen, auch im Körperlichen nach Freiheit zu ringen und das Leibliche unter eine überlegene Zucht des Geistes zu stellen, soweit ers immer kann. Aber nicht sportliche Fertigkeit ist das eigentliche Ziel, sondern die Willenshingabe für den Bau der religiös-sittlichen Persönlichkeit.

Wie solches zugehen mag? Bekannt ist die Erzählung von alten, durch Meisterhände lang und viel gespielten Geigen, mit denen sich durch Vermittlung jener Großen eine solche Fülle edler Töne wesenhaft verband, daß sie in herrlichen Schwingungen redeten, auch wo die ungeschulte Hand über ihre Saiten mit dem Bogen fuhr. Diesen Instrumenten gleichen Menschenseelen, die durch den „Herrn der Geister“ soviel von seiner Art in sich hineinarbeiten ließen, daß sie edel und rein tönen auch unter dem Anhauch des Unschönen und Unreinen. K P

China und das Christentum

Vgl. Nr. 4

2. Die Arbeitsmethoden

Wenn man von Mission redet, so denkt man unwillkürlich an die predigend reisenden Sendboten, so hat man uns den Missionar in unserer Kindheit geschildert und so sieht man ihn immer wieder auf Abbildungen von Missionsblättern: ein dunkel gekleideter Mann mit der Bibel in der Hand im Kreise von Heiden, die teils aufmerksam zuhören, teils murrend zur Seite stehen. Diese Missionsmethode der unmittelbaren Evangelisation ist aber in China mehr und mehr im Aussterben begriffen, auch bei den „positiven“ Missionsgesellschaften. Zwar gibt es immer noch Einzelne, namentlich amerikanische Baptistenmissionare, die mit Piston oder Ziehharmonika durch die Märkte ziehen und den durch die fremdartige Musik angelockten Marktbesuchern ihre Perlen anbieten. Aber das sind Einzelerscheinungen; diese unvermittelte Missionsmethode ohne vorherige Anknüpfung hat in China weit weniger Erfolg, als in Berlin oder London. Schon der erste evangelische Missionar, Morrisson, hat erkannt, daß die Mission in China mehr voraussetzt als bloß gefühlsmäßigen Enthusiasmus. Ja, wir brauchen Begeisterung, wir brauchen Glauben, einen weltüberwindenden Glauben sogar; ohne diesen Glauben ist es ganz unmöglich durchzuhalten durch alle Mühen vom Sprachstudium an bis zum Eindringen in die eigentliche Volksseele, durchzuhalten auch durch mancherlei Kämpfe und Enttäuschungen, ohne bitter zu werden über erfahrenen Undank und ohne daran zu verzweifeln, daß sich in dieser fernen, fernen Welt doch noch einmal die Herrschaft unseres Herrn durchsetzen wird. Dieser Glaube muß die Kraft sein, die unsere ganze Arbeit befeuert; aber Arbeit ist nötig, wenn man in China vorankommen will. So hat denn auch die evangelische Mission in den hundert Jahren ihres Wirkens eine stattliche Arbeit geleistet. Wir haben wissenschaftliche Männer unter den Missionaren, wie Morrisson, der mit seinem monumentalen chinesischen Lexikon die Reihen eröffnet, wie Legge und Faber, die sich den Weg gebrochen haben in die fremden Urwälder einer geheimnisvollen Literatur; wir haben Organisatoren, die es verstanden, die evangelistische Tätigkeit und die Gemeindegründung in feste Bahnen zu lenken und die verschiedenen Kräfte einheitlich am großen Werk zusammenzufassen; wir haben Aerzte, die oft unter unendlich schwierigen Verhältnissen Großes geleistet haben; wir haben vor allem Pädagogen, welche die westliche Wissenschaft durch Uebersetzung den Chinesen zugänglich gemacht haben, wie Martin und abermals Faber, dessen Hauptbedeutung gerade auf diesem Gebiet liegt; wir haben Männer der Praxis, wie den jüngst verstorbenen Mateer, der frühzeitig die Wichtigkeit von Schulen für ein erfolgreiches Missionswerk erkannte und den Grund zu seinem Kollege legte, zu einer Zeit, als er sich seine Schüler noch unter den Bettelkindern der Straße zusammensuchen mußte; wir haben Diplomaten, wie Gilbert

Reid und Thimothy Richard, die es verstanden haben auch mit den höheren Klassen der Chinesen in freundschaftlichen Verkehr zu kommen; und neben all diesen Namen, deren Aufzählung nicht den mindesten Anspruch auf Vollständigkeit macht, haben wir die große Zahl der vielen bekannten und unbekannten Arbeiter, die ihr Leben der großen Sache geweiht haben.

Man sieht schon hieraus, daß der Missionsorganismus in China umfassende Gebiete geistigen Lebens in sich schließt. Drei verschiedene Seiten können wir im Großen herausschälen. 1. Die Gemeindegründung. 2. Die Hospital- und Schultätigkeit. 3. Die literarische Wirksamkeit. Die evangelische Mission hat ganz überwiegend bis jetzt ihr Interesse der Gemeindegründung zugewandt. Die beiden andern Arbeitsgebiete wurden keineswegs vernachlässigt, aber immer dem ersten Ziel untergeordnet.

Die Erfolge dieser Gemeindegründung sind nicht ausgeblieben: es ist eine junge chinesische Kirche entstanden, die ein kräftiges Eigenleben entfaltet und der in der chinesischen Oeffentlichkeit hauptsächlich vermöge ihres Besitzstandes an westlicher Wissenschaft eine weit größere Einflußsphäre offen steht, als dies ihrer unter dem Millionenvolk verschwindenden Anhängerzahl entsprechen würde. Die Selbständigkeit ihres Lebens zeigt sich gerade auch darin, daß sie über die trennenden Schranken der Bekenntnisse übergreift und im Begriff ist, sich von der Herrschaft der fremden Missionen zu emanzipieren. Doch ist es bis jetzt noch nicht zu irgend welchen nennenswerten originalen Leistungen der chinesischen Christenheit gekommen. Das hängt vielleicht zum Teil damit zusammen, daß die chinesische Christenheit sich doch noch überwiegend aus den niederen Klassen der Bevölkerung rekrutiert, die ohne Fühlung mit den Schöpfungen des chinesischen Kulturlebens naturgemäß auch nicht im Stande sind, dem christlichen Inhalt aus dem chinesischen Geist heraus neue Formen zu schaffen. Aber so etwas darf billigerweise auch nicht von einer solch jungen Bildung verlangt werden, denn es ist kaum vierzig Jahre her, daß die Missionsarbeit überhaupt nennenswerte Erfolge unter den Chinesen aufzuweisen hat.

So stehen wir dieser Arbeit der Gemeindegründung voll aufrichtiger Anerkennung gegenüber und sind überzeugt, daß sie bei den alten Missionsgesellschaften in guten Händen ruht. Aber es bleibt dennoch eine große Arbeit übrig, die unter allen Umständen getan werden muß, wenn es in China zu weit ausgreifenden Erfolgen kommen soll. Gerade die einflußreichen Kreise in China, welche die chinesische Kultur repräsentieren, sind bis jetzt von der Mission im ganzen so gut wie nicht erreicht, erst schwache Anfänge zeigen sich in dieser Richtung. Aber gerade dieses Bollwerk muß genommen werden, und es kann nur genommen werden, wenn es Leute gibt, die keine Parteiunterschiede gelten lassen, sondern jeden Menschen, einerlei ob Christ oder Nichtchrist, an sich herankommen lassen, zuerst bedacht auf die Bedürfnisse der Andern, nicht Eigenes suchend, sondern das, was des Andern ist. In dieser Situation konnte es für uns nicht zweifelhaft sein, welchen Weg wir einzuschlagen haben. Unser Verein*) ist eine junge Gründung mit sehr beschränkten Mitteln, wir mußten daher von Anfang an uns ein fest umgrenztes Ziel stecken, wenn wir hoffen wollten wirklich etwas leisten zu können; zudem konnte es sich für uns nicht darum handeln, in irgendwelche Opposition zu treten zu der schon geleisteten Missionsarbeit, denn Christus soll in China zur Herrschaft kommen, nicht eine irgendwie geartete positivere oder freiere Theologie. Aus diesen Gründen haben wir auf äußere Gemeindegründung unserseits bewußt verzichtet, denn alles, was wir auf diesem Gebiet hätten zustande bringen können, wäre doch nur eine schwächliche Parallele geblieben zu dem, was die alten Missionsgesellschaften mit viel größeren Mitteln und reicherer Erfahrung ausgestattet bereits ins Werk gesetzt haben. Zu den 64 verschiedenen evangelischen Kirchen und Kirchlein noch ein 65. Gemeindlein ins Leben zu rufen lag nicht in unserem Sinn, zumal da die Arbeit der Gemeindegründung und Organisation früher oder später doch von den Chinesen selbst in die Hand genommen werden wird. Aber gerade von diesem freien Standpunkt aus, nicht gebunden von einer Gemeindeanhängerschaft, — und eine solche Anhängerschaft kann für den Missionar oft ein schweres Band werden — zeigte sich uns ein reiches Arbeitsfeld, auf dem wir wirklich etwas Wertvolles leisten können, das das Werk der andern Missionen ergänzt.

Wir haben ganz in der Stille versucht zu sehen, wo eine Anforderung aus den chinesischen Volkskreisen an uns herantrat. Zur Boxerzeit wurde uns die Situation gegeben, weiten Kreisen der Bevölkerung im Innern der Provinz Schantung helfend zu begegen und teilweise die Härten zu mildern, die eine Strafexpedition immer mit sich bringen muß. Aus der Pflege der Verwundeten hat sich allmählich ganz von selbst eine ärztliche Tätigkeit entwickelt, aus der mit der Zeit das Faberhospital in Tsingtau und die Hospitäler in Kaumi und Taidungtschen hervorgewachsen sind. Wir wichen bei der Art unseres Hospitalbetriebs entsprechend dem Weg, den wir geführt wurden, von der gewöhnlichen Methode der Missionshospitäler einigermaßen ab. Im allgemeinen ist es nämlich in China üblich, für die ärztliche Behandlung einen nominellen Betrag von dem Patienten zu erheben, der natürlich die Selbstkosten nicht im entferntesten deckt, aber bei den Patienten das Bewußtsein erwecken soll, daß ihnen etwas Wertvolles zu teil wird. Außerdem pflegt in den Wartezimmern, welche die Poliklinikpatienten passieren müssen, ehe sie zum Arzt vorgelassen werden, ein regelrechter Evangelisationsbetrieb organisiert zu sein, um allen, welche das Hospital besuchen, das Evangelium nahe zu bringen. Die Art, wie wir zu unserer Hospitaltätigkeit kamen, machte uns zunächst eine derartige Organisation unmöglich. Wir mußten einfach jeden nehmen, wie er kam, und ihm zunächst da Hilfe bringen, wo er sie bedurfte, auf körperlichem Gebiet, und konnten auch kein Eintrittsgeld verlangen. Selbstverständlich war auch unsere Absicht die, durch unsere Tätigkeit den Eindruck der Güte dessen zu verbreiten, in dessen Dienst wir stehen. Es ist natürlich nicht leicht, die geistigen Fäden aufzuweisen, welche von einer solchen Arbeit ausgehen; aber auf geistigem Gebiet muß jede Statistik notwendig zerbrechen, auch wenn sie noch so glänzende äußere Resultate aufzuweisen hat. Das Eine dürfen wir wohl sagen, daß Leute zu uns gekommen sind, die sich früher den Missionshospitälern fern gehalten haben, und daß unser Appell an freie Dankbarkeit nie versagt hat, wenn die Ausdehnung unserer Hospitalarbeit Erweiterung der Bauten nötig machte. Tausende sind uns zu diesem Zweck ganz freiwillig überwiesen worden. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir alles, was von unserem Verein auf diesem Gebiet gemacht wurde, für fehlerlos halten, wir sind uns unserer Schwäche und Unvollkommenheiten durchaus bewußt, und unter Mißverständnissen oder Mangel an geeigneten Kräften hat gerade unsere Hospitalarbeit zum Teil sehr zu leiden gehabt; aber wir können für uns in Anspruch nehmen den guten Willen zu bessern, was unvollkommen ist, zu lernen von der Erfahrung Anderer; und unser Prinzip, die Hospitaltätigkeit nicht äußerlich zum Mittel der Propaganda zu machen, sondern sozusagen um ihrer selbst willen zu betreiben, dessen gewiß, daß ein guter Baum auch gute Früchte tragen muß, halten wir noch immer für richtig. Gerade gegenwärtig ist dadurch, daß zur Seite des vielbeschäftigten Doktor Dipper der hervorragend tüchtige Doktor Wunsch getreten ist, und daß Pfarrer Schüler einen großen Teil seiner Arbeit dem Faberhospital widmet, ein entschiedener Aufschwung der Sache zu konstatieren. Allerdings muß diese Hospitaltätigkeit mit der Zeit notwendig noch ergänzt werden. Wenn auch zehntausende von Kranken jährlich unsere Hospitäler besuchen, so ist dennoch ganz ausgeschlossen, daß wir irgendwie die Bevölkerung auch nur der nächsten Bezirke der Provinz Schantung erreichen. Wir müssen daher, wenn wir vorwärts wollen, mit unserem Hospital die ärztliche Ausbildung geeigneter chinesischer Zöglinge verbinden, daß sie dann das, was sie hier empfangen haben an ärztlicher Wissenschaft und christlich befestigtem Charakter, hineintragen unter die Millionen, deren Leibesleben noch

*) Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein. Ueber ihn und die Arbeit seiner Missionare in China unterrichtet die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von D. Kind, monatlich im Evangelischen Verlag zu Heidelberg, 5 Mk. der Jahrgang. D H

so tief unter der Finsternis aller Arten von Krankheiten befangen ist; auch hier können wir nur Sämannsarbeit tun.

In ähnlicher Weise wie die Hospitalarbeit hat sich unsere Schultätigkeit entwickelt. Die Schüler liefen uns zu, wir wußten selbst nicht wie, und ehe wir uns versahen, hatten wir eine Schule, deren Lehrplan im Lauf der Jahre zu einer Stufe, die etwa einem heimischen Gymnasium entspricht, sich ausgestaltet hat. Natürlich den Verhältnissen angemessen. Wenn zu Hause Latein und Griechisch die Fäden sind, die uns mit der Kultur des Altertums verbinden, so ist für China statt dessen eine eingehende Pflege der chinesischen klassischen Literatur erforderlich; denn die Schüler müssen, wenn sie wirklich etwas leisten sollen, eingewurzelt bleiben in ihrem heimischen Boden. Es hat keinen Sinn sie zu Halbeuropäern heranzuzüchten, die losgelöst von ihrem nationalen Boden in fremden Diensten ihr Brot suchen. Unsere Losung ist auch hier: Hinein mit dem Geist Christi ins chinesische Volk, nicht heraus mit den Christ gewordenen Persönlichkeiten aus ihrem natürlichen Zusammenhang. So hat denn auch unsere Schularbeit ein wichtiges Ziel; es ist nichts Geringeres als die Durchdringung der chinesischen Kultur mit den Lebenskräften, die uns durch Jesus erschlossen sind. Unsere Schule steht bewußt auf christlichem Standpunkt, aber hält sich frei von jeder zwangsweisen Beeinflussung der Schüler. Wenn in unsern Kreisen sich Leute fanden, die das Bedürfnis hatten, auch äußerlich sich der christlichen Kirche anzuschließen, so haben wir sie der schon bestehenden von der amerikanischen Presbyterianer-Mission gegründeten chinesischen Kirche zugewiesen. Aber wir haben die Hoffnung, daß unsere Wirkungen weiter reichen als diese äußeren Erfolge. Gerade dadurch, daß in unserer Schule Christen und Nichtchristen sich kennen und würdigen lernen, hoffen wir, wenigstens soweit unser Einfluß reicht, eine Annäherung zu erzielen zwischen den jetzt so scharf geschiedenen Parteien, und eine solche Annäherung auf Grund gegenseitiger Würdigung ist sicher im Interesse der Ausbreitung des Christentums, das niemals in China einen nennenswerten Einfluß gewinnen kann, so lange die leitenden Kreise chinesischer Intelligenz ihm verständnislos und feindselig gegenüberstehen. Wir möchten uns gegen das Mißverständnis sichern, als ob wir unsre Hoffnung auf Menschen setzten und etwa von der Gewinnung der Mächtigen dieser Welt uns mehr versprächen als von der Kraft des Geistes Gottes. Aber wenn durch Gottes Geist die Gebildeten und Einflußreichen zunächst einmal zu einem verständnisvollen Wohlwollen gegenüber dem Christentum erwachen, so bedeutet das die Oeffnung eines wichtigen Zugangs zum Herzen des Volks. In diesem Sinn verstehen wir unser freundschaftliches Verhältnis zur chinesischen Regierung und unsre Mitarbeit mit der deutschen Regierung auf dem Gebiet des Schulwesens. Eine Annäherung der europäischen und der chinesischen Kultur ist sicher ein religiöses Motiv von höchster Bedeutung und geeignet den Frieden auf Erden zu fördern, den Jesus will.

Eine Ergänzung hat diese Arbeit seit ein paar Jahren gefunden durch die Einrichtung einer Mädchenschule. Die Wichtigkeit der Arbeit unter der weiblichen Jugend ergibt sich nicht nur daraus, daß die jetzige Stellung der Frau in China keineswegs den Anforderungen des christlichen Ideals entspricht. Eine Hebung der Frauenwelt auf eine menschenwürdige Stufe läßt sich aber nur dadurch erreichen, daß ihre Erziehung ernsthaft in Angriff genommen wird. Als Ziel für die Mädchenschularbeit haben wir eine der männlichen gleichwertige, aber nicht gleichartige Bildung ins Auge gefaßt. Es entspricht nur den wirklichen Verhältnissen, wenn die Seite des Gemüts und anderseits der praktischen Hausarbeit von uns besonders betont wird, denn eine Frauenfrage besteht in China nicht in dem Sinn, daß sich die Frauen selbständig ihre Lebensstellung schaffen müßten. Der gegebene Beruf der chinesischen Frau ist in der Familie als Mutter. Aber um diese Stellung richtig ausfüllen zu können, muß sie die dazu notwendige intellektuelle, moralische und praktische Ausbildung genießen, damit sie die Gehilfin, nicht die Sklavin ihres Mannes wird. Daß wir auch mit diesem Zweig unserer Arbeit einem Zeitbedürfnis entgegenkommen, beweisen nicht nur die in den letzten Monaten besonders eifrigen Bemühungen der chinesischen Regierung um Hebung der Frauenbildung, sondern auch der lebhafte Zuspruch, den unsre Schule hat und der über unsre augenblicklichen Mittel weit hinausgeht.

Aus dieser Praxis ergibt sich ganz von selbst das Bedürfnis nach Schaffung einer geeigneten pädagogischen Literatur. Hier ist ein Gebiet, wo für uns Deutsche noch unendlich viel zu tun übrig bleibt. Wir haben allerdings unsern Faber gehabt, der in meisterhaft geschriebenen Werken die Grundzüge der christlichen Kultur dem Chinesentum vermittelt hat und dessen Namen in China noch immer einen guten Klang hat. Aber die eigentliche Detailarbeit, sowohl auf pädagogischem als theologischem Gebiet, liegt bis jetzt fast ausschließlich in den Händen der Japaner und der Anglo-Amerikaner. Dennoch ist gerade hier ein Punkt, wo wir Deutschen den Chinesen wirklich etwas bieten können, nicht nur wegen der Leistungen der deutschen Wissenschaft, die in diesen Disziplinen allgemein anerkannt werden, sondern auch, weil der ganze Habitus der deutschen Kultur der chinesischen näher steht und von ihr leichter assimiliert werden kann, als die demokratische Kultur der Angelsachsen.

Das sind im großen und ganzen die Ziele und Methoden unserer Arbeit. Wie weit sie Erfolg haben werden, das hängt außer von der persönlichen Gewissenhaftigkeit der Arbeiter im Missionsfeld hauptsächlich von den Hilfskräften ab, die uns für diese Arbeit zu Gebote stehen. Der eigentliche Erfolg ist Gottes Sache, der Wirkung seines Geistes muß es vorbehalten bleiben, unserer Aussaat die Lebenskraft zu geben, daß sie keimen kann und Früchte tragen unter dem chinesischen Volk. Ohne diese Ueberzeugung ist Missionsarbeit überhaupt nicht möglich. Der Landmann kann nur das Seinige tun in gewissenhafter Arbeit, das Gedeihen der Feldfrüchte hängt nicht von ihm ab. Aber er muß das Seinige tun. Wir müssen unsre Hospitäler und Schulen so gut und vollkommen ausgestalten, als es überhaupt möglich ist, und müssen auch auf literarischem Gebiet tüchtige und gründliche Arbeit leisten und das Beste geben, das wir zu geben haben. Dazu sind wir aber auf die Mitarbeit der Heimat angewiesen, auf den geistigen Kontakt mit der heimischen Kultur und auch auf die nötigen Geldmittel. Gerade die Beschränktheit der Geldmittel ist ein Uebelstand, an dem unser Verein aufs schwerste krankt. Während die anglo-amerikanischen Missionsschulen und Hospitäler mit einem großen Stabe von Professoren und den besten und instruktivsten Lehrmitteln arbeiten und ihre stattlichen Gebäude auch schon äußerlich zeigen, daß eine wichtige Arbeit geleistet wird, müssen wir uns bei allen unseren Unternehmungen kümmerlich und dürftig durchschlagen. Immer wieder kommt es vor, daß die Ausdehnung unserer Arbeit durch den Geldmangel behindert wird. Die Mädchenschule, die provisorisch im Faberhospital mit untergebracht ist, braucht notwendig neue ausreichende Räume, ebenso wie der Aufschwung des Hospitals kostspielige Verbesserungen notwendig macht, zumal wenn eine Medizinschule damit verbunden werden soll. Das Seminar ist in seinen Lehrmitteln ungenügend ausgestattet; das ging an, solange die entsprechenden chinesischen Schulen in ihrer Ausstattung noch hinter uns zurück waren. Gegenwärtig verwendet die chinesische Regierung auf ihre Schulen, die der christlichen Einwirkung vollständig entzogen sind, bedeutende Summen, und diese sind uns an äußerer Ausstattung schon weit überlegen. Wir stehen vor einer Entscheidung: entweder müssen uns aus der Heimat genügende Mittel zufließen, um die ins Leben gerufenen Institutionen zweckentsprechend weiterzuentwickeln, oder aber der Verein muß einen Rückzug antreten und irgend einen Zweig seiner Tätigkeit vollständig aufgeben. Bei den heimischen Kreisen, die sich für unsere Arbeit interessieren, liegt die Entscheidung darüber, was geschehen wird.*)

Noch möchte ich eine Möglichkeit erwähnen, für deren Verwirklichung wir ganz auf die Arbeit unserer Freunde zu Hause angewiesen sind. Die chinesische Regierung hat kürzlich mit der amerikanischen ein Abkommen getroffen, nach dem im Lauf der nächsten 10 Jahre etwa 800 Studenten an amerikanischen

*) Nachdem der Verein in Japan seine Arbeit eingeschränkt hat, wird er hoffentlich umso mehr für China eintreten. Es stärkt unsre Zuversicht sehr, daß Lic. Dr. Rohrbach, für einige Zeit wenigstens, in den heimischen Dienst des Vereins getreten ist. D. H.

Universitäten ausgebildet werden sollen. Was das bedeutet, ist ohne weiteres klar. Nun gibt es aber auch manche jungen Leute, die gerne zu ihrer Ausbildung nach Deutschland möchten. Aber es fehlt in Deutschland an einem Institut, wo sie ohne große Kosten eine sachgemäße Studienleitung finden und durch einen festen Anschluß an christliche Persönlichkeiten vor den Gefahren behütet werden, denen die meisten der auf sich allein gestellten chinesischen Auslandsstudenten zu unterliegen pflegen. Auf der andern Seite fehlt unserm Verein vollständig eine Einrichtung, durch die junge Theologen, die Missionsinteresse haben, für ihre Arbeit vorgebildet werden und ihre Tauglichkeit zum Verkehr mit Orientalen erst praktisch beweisen könnten. Ließen sich nicht diese beiden Zwecke vereinigen, indem irgendwo in Deutschland ein Internat für chinesische Studenten gegründet würde, dessen Lehrkräfte und Repetenten durch die pädagogische Arbeit an diesen jungen Leuten Fühlung bekämen mit dem chinesischen Wesen und so sich für eine spätere Wirksamkeit in China aufs beste vorbereiten würden?

Rudolf Wilhelm

Christentum und Spinozismus

Ein Nachwort (vgl. 1908 Nr. 45, 50, 51)

Der Streit der Geister um das Erbe Spinozas wird vielleicht niemals zur Ruhe kommen, solange die Ethik gelesen wird. Es scheint, als könne dieses außerordentliche Buch nicht „historisch" werden, so wenig wie die großen Dialoge des Platon oder die Kritik der reinen Vernunft. Bewundert viel und viel gescholten, ruft es noch heute die entgegengesetztesten Urteile und Empfindungen hervor. Der dezidierte Stil der Ethik, die ungeheure Wucht der ausgebreiteten Gedankenmassen und der große Zug der Darstellung haben von jeher mächtig gewirkt, im anziehenden und im abstoßenden Sinne. So lebt dieses Werk in den Gemütern derer, die es kennen, entweder als eine der herrlichsten Kundgebungen menschlicher Bildung und Geisteskraft — oder als ein virtuoses Blendwerk, das zwar den Unerfahrenen bestechen kann, aber den Kundigen um so entschiedener zurückstößt.

Ich habe in meinem Aufsatz über Christentum und Spinozismus in Nr. 45 des vorigen Jahrgangs die sittliche Größe Spinozas betont und von der Tiefe seines Frommseins geredet. Dem ist energisch widersprochen worden. Herr Reallehrer Büttner aus Gießen hat eine schriftliche Erwiderung eingereicht, in der er urkundlich zu zeigen sucht, daß Niemand in der Welt Spinozas Ethik „in erhöhten Stunden wie ein Andachtsbuch lesen" könne.

Es ist unmöglich, die Beweisstellen, die Herr Büttner gegen mich gesammelt hat, hier einzeln nachzuprüfen. Es ist auch nicht nötig; denn ein Teil erledigt sich meines Erachtens dadurch von selbst, daß er nicht der Ethik entnommen ist, sondern den beiden Traktaten, von denen ich gar nicht geredet hatte. Was übrig bleibt, wird seine Beweiskraft an zwei Sätzen zu erproben haben, die auf den Ton des Utilitarismus gestimmt sind und die sittlichen Werte aus einem gemeinen Nützlichkeitsstreben abzuleiten scheinen. Ich gebe die bedenklichsten Stellen in Büttners Uebersetzung wieder:

Ethik 3, 39 Anm. „Unter dem Guten verstehe ich jede Art von Freude und sodann alles, was auf sie hinführt, besonders das, was einem Verlangen, welcher Art es auch sei, Genüge tut; unter Uebel aber jede Art von Betrübnis und besonders das, was ein Verlangen vereitelt. Denn wir haben gezeigt, daß wir nichts begehren, weil wir es für gut halten, sondern im Gegenteil nennen wir das gut, was wir begehren, und folgerichtig nennen wir das schlecht, was wir verabscheuen" usw.

Ethik 4, 20: „Je mehr ein Jeder seinen eigenen Vorteil zu erstreben, d. i. sein Sein zu bewahren sucht und vermag, um so mehr ist er mit Tugend begabt; und im Gegenteil: wiefern ein jeglicher seinen eigenen Vorteil, d. i. sein Sein zu bewahren vernachlässigt, sofern ist er untüchtig."

In diesen Sätzen meint Herr Büttner eine virtuose Theorie der Immoralität zu erkennen. Nach solcher Ethik lasse sich „jede Schurkerei, jede Tyrannei, jede Art von Unterdrückung, aber auch jede Art von Revolution, List, Lüge, Vertragsbruch, kurz jedes Verbrechen rechtfertigen." Hierauf ist Folgendes zu sagen:

1) Es ist richtig, daß Spinoza die sittliche Kräftigkeit aus dem Selbsterhaltungstriebe hervorgehen läßt. Was folgt daraus? Daß man den Begriff von Selbsterhaltung zu untersuchen hat, den Spinoza seiner Ableitung zum Grunde legt. Dabei ergibt sich das Gegenteil dessen, was man zunächst erwarten möchte. Selbsterhaltung im Sinne Spinozas ist nicht die skrupellose Gier eines blinden und ziellosen Eigenwillens — das wäre vielmehr Selbstzerstückelung — sondern das ununterbrochene Streben nach Erhöhung der Intellektualität. Trieb und Begehrung durch Sinneserregungen jagen das Heer der Leidenschaften auf, die unsern Geist in Fesseln schlagen und ihn in den kraft- und freudelosen Zustand der Ohnmacht und Unfreiheit zurückwerfen. Darum, wenn Spinoza erklärt: Wir nennen das Gute gut, weil wir es erstreben, — so muß er an eine ganz bestimmte Form des Strebens gedacht haben. Davon redet der 27. Lehrsatz des vierten Buches, der also lautet: Nur von dem, was den Erkenntnistrieb wahrhaft fördert oder hemmt, wissen wir sicher, daß es gut oder böse ist. Auf diesem „sicher" liegt der Ton. Alle übrige Erkenntnis von gut und böse ist ungewiß und relativ. Erst durch die Beziehung auf den Erkenntnistrieb erlangen die sittlichen Grundbegriffe nach Spinoza einen festen Kern; sie werden nicht mehr auf zufällige Größen, sondern, wie es in der Vorrede zum vierten Buche heißt, auf das Urbild (exemplar) des Menschen bezogen und dadurch in einen objektiven Zusammenhang eingestellt. Spinoza mußte zu einer solchen Entscheidung kommen; denn, um in seiner Sprache zu reden: Intellektualität ist das Selbsttätige im Menschen (3, 2, 3), sein wahres Ich (4, 23—28), sein besseres Teil (4, Anhang 4), der Quell aller Tugend, die mit der Selbsttätigkeit zusammenfällt (daher die angefochtene Gleichung virtus = pŏtentia, 4, 8) und der Gradmesser für den Wert des Lebens (4, Anhang 4). Utile im Sinne Spinozas ist objektiv: wertvoll; ein Erwerb aus der Kraft der tätigen Vernunft. Denn Vernunft ist der Kern der Menschennatur. Nur der Vernünftige handelt naturgemäß. Nur der Vernünftige ist frei, während der Unvernünftige stets sein eigener Sklave bleibt (4, 35 ff. 56 Anm.). Die Identität von Natur und Vernunft in der (idealen) Erscheinung des Menschen ist die Basis der Spinozistischen Sittenlehre und der Schlüssel zum Verständnis seiner ethischen Gedanken. Der vielberufene „Egoismus" Spinozas empfängt von hier aus ein neues Licht. Man nehme die metaphysischen Begriffe des ersten und zweiten Buches hinzu, so ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Das Ich, in dessen ungehemmter Entfaltung nach Spinozistischer Lehre die Tugend besteht, ist die ewige Gotteskraft in uns, durch die wir sind, was wir werden sollen. Und es ist kein Widerspruch, sondern folgerichtige Entwicklung, wenn Spinoza dem menschlichen Streben die Gotteserkenntnis als höchstes Gut und höchste Tugend vorhält (4, 28). Er schließt damit nur den leuchtenden Ring seiner tiefsinnig erdachten Weltenträtselung. Fragt man, warum er, der große Philosoph des Intellektualismus, die Idee des Guten so kühl behandelt, so ist zu antworten: Spinoza wußte, daß das reine Denken, hier die abstrakte Erkenntnis des Guten, an und für sich nicht hinreichend ist, die Willensakte zu bestimmen. Ein durchbrechender Affekt kann nach seiner Theorie nur durch einen stärkeren Affekt überwunden werden — Spinoza ist, trotz seiner Metaphysik, einer der größten Psychologen gewesen. Darum lehrte er, daß die Idee des Guten sich zum Affekt verdichten müsse, daß das Gute gewollt und nicht nur gedacht sein will, wenn es herrschen soll und eine sittliche Weltmacht werden (4, 14).

Der utilitarische Sprachgebrauch, der mit der erstaunlichen Uneigennützigkeit der Spinozistischen Denkart freilich auffallend genug kontrastiert, ist eine Konzession an die Wissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts, die auch das Sittliche mit Naturbegriffen zu umspannen gedachte — ein Versuch, der durch die Verrenkungen, zu denen er führt, sich selbst widerlegt und gerade für Spinoza beweist, wie außerordentlich die Grundgedanken seiner Ethik sein müssen, da sie der spröden Formgebung zum

Trotz so groß und herrlich hervorbrechen konnten. Manche Härte wäre zu vermeiden gewesen, wenn Spinoza auf eine geometrische Ableitung seiner Gedanken verzichtet hätte. Aber das konnte er wieder nicht, da er das Sittliche begreifen wollte, begreifen aber für ihn bedeutete: zu mathematischer Evidenz erheben. Wenn wir es heute besser wissen, so sollten wir wenigstens das erkennen, daß Spinoza auch im Irren groß gewesen ist, wie Goethe, als er Newton bekämpfte; die Ethik Spinozas im engeren Sinne bleibt eine Tat und wird es bleiben, solange wir uns daran erinnern, daß es zwar leicht ist, Moral zu predigen, aber schwer, unendlich schwer, das sittliche Leben zu begründen. Es wird immer denkwürdig bleiben, daß vor 250 Jahren ein Mann gelebt hat, der statt die Menschen zu schelten, vielmehr die Quellen ihrer Fehler und Gebrechen mit ruhiger Entschiedenheit aufgedeckt und ihnen den Weg zu einer Sittlichkeit gewiesen hat, die alle höchsten Kräfte ins Spiel setzt. Der Ernst der sittlichen Forderung und der Wert der sittlichen Tüchtigkeit ist außerhalb des Evangeliums vielleicht nie wieder so monumental erfaßt worden, wie in den Schlußsätzen des fünften Buches der Ethik. Dem „Naturalisten" Spinoza blieb es vorbehalten, die Irrenden zurechtzuweisen, die pro virtute et optimis actionibus, tamquam pro summa servitute, summis praemiis a Deo decorari exspectant,*) und den Eudämonisten aller Schattierungen den Willen zur Tugend um der Tugend willen als Weg zur Seligkeit zu zeigen.

2) Es wird zur Verständigung dienen, wenn ich noch einmal an die Bedingungen erinnere, unter denen mein Aufsatz entstanden ist. Jene Sätze waren nicht geschrieben, um die große Frage: Christentum und Spinozismus zum Abschluß zu bringen — das kann ein Aufsatz überhaupt nicht leisten — ich stand auf dem Boden der Eisenacher Verhandlungen und habe nur einige Punkte hervorheben wollen, die dort zu kurz gekommen waren. Der besondere Anlaß ist auch für die Formgebung entscheidend gewesen; ich durfte mich, nachdem in Eisenach die Grundprobleme aufgerollt waren, kürzer und dezidierter fassen, als ich es sonst getan haben würde. Um Mißverständnissen vorzubeugen, habe ich gleichwohl ausdrücklich zwischen Spinozistischer Denkart und Spinozistischer Doktrin unterschieden. Ich darf in diesem Zusammenhang noch einmal auf die Wichtigkeit dieser Unterscheidung hinweisen. Daß sie begründet ist, wird Niemand bestreiten, der die Geschichte des Spinozismus kennt. Ich finde sie noch eben in dem tüchtigen Buch des amerikanischen Philosophen George Stuart Fullerton, welcher schreibt: I feel inclined to sum up my discussion of the religious element in Spinoza, by stating that there is a religious element in Spinoza, but that there is nothing religious about Spinozism as a system. (On Spinozistic immortality. Philadelphia 1899. S. 153.) Der Spinozistische Lehrbegriff steht auf einer besonderen Fläche, und die Konsequenzen desselben würden mich selbst dann nicht treffen, wenn sie, was ich bestreiten muß, zum Naturalismus führten. Ob ich die Spinozistische Stimmung richtig getroffen habe, ist eine Frage für sich, und es wäre mir lehrreich gewesen, darüber etwas Genaueres zu hören. Was Otto in seinem Aufsatz „Gott und Welt" (Nr. 51 des vorigen Jahrgangs) gegen das pantheistische Credo vorgebracht hat, sind argumenta ad hominem, mit denen wir Spinoza schwerlich widerlegen werden. Die Natur einen Dämon oder Halbgott nennen, heißt urteilen, ehe man „begriffen" hat. Es ist der Fehler, den Spinoza bekämpft, wenn er zeigt, wie sinnlos es ist, die große Natur in Stimmungsbildern aufzufassen und ihre Herrlichkeit nach den Reflexen zu beurteilen, die sie in den Köpfen der ungeschulten und vorurteilsvollen Menge hinterläßt. Ich gestehe ferner, daß es mich überrascht hat, bei einem modernen Apologeten aus den Reihen der Freunde der Christlichen Welt einen Naturbegriff zu finden, der auf das Merkmal der Zufälligkeit gestellt ist. Wir könnten es wohl besser wissen. Natur ist das Dasein der Dinge unter Gesetzen, sagt Kant. Dieser Naturbegriff, die gewaltige Schöpfung Galileis und Newtons, ist die gemeinsame Grundlage des philosophischen Kritizismus und der exakten Naturwissenschaft: wir werden sie schwerlich durch Machtsprüche zertrümmern, die sichtlich aus Stimmungsurteilen geflossen sind. Daß es falsch ist und irreführend, den Spinozismus durch eine Diskussion der Gleichung Deus sive natura zu kritisieren, daran halte ich auch heute fest. Mindestens aber muß vorher gesagt werden, daß Spinozas Natura viel mehr enthält, als unsere „Natur", nämlich die ganze Geisterwelt, wodurch, wie Jeder zugeben wird, der Sinn der Formel sich wesentlich ändert. Zu billigen ist sie auch dann noch nicht. Grundlegend für das Problem, das mich beschäftigt hat, ist ein anderer Satz Spinozas — ich möchte ihn zur Unterscheidung vom „pantheistischen" das spinozistische Credo nennen: Alles, was ist, ist in Gott und so von Gott abhängend, daß es ohne ihn weder sein noch begriffen werden kann. Omnia quae sunt, in Deo sunt et a Deo ita dependent, ut sine ipso nec esse nec concipi possint. (Eth. 1, 28 Anm.)

Wir werden nicht über Spinoza hinaus-, sondern hinter ihn zurückgeführt, wenn wir ihm Formeln entgegenhalten, auf denen sein heller Geist nicht ruht, wenn wir ihn mit Begriffen messen, die schwächer sind als die großen Gedanken, in denen er Gott und Welt gedacht hat. Mag auch der naturalistische Schein gewisser Sätze und Satzverbindungen den reinen Eindruck dieser Größe trüben: Spinoza war doch ein frommer Mann, und wir haben die Pflicht, ihn da zu suchen, wo er sein Innerstes offenbart. Dann erst werden wir fähig sein, die Punkte mit Sicherheit zu erkennen, die uns von seiner Denkart scheiden, weil Jesus Christus unser Führer ist. Die Stimmung, in der Spinoza gelebt hat, war Hingebung an die ewige Kraft, die uns in der Erkenntnis der Wahrheit von Stufe zu Stufe aufwärts zieht. Darin wollen wir ihm nicht nachstehen, wenn wir auch mehr und Größeres haben. Die Ethik wird uns kein Lehrbuch sein, aus dem wir erfahren, was Christentum ist, noch weniger eine dogmatische Norm, auf die wir uns zu verpflichten hätten: aber sie darf ein Andachtsbuch heißen; denn sie redet von ewigen Dingen und bildet einen Lebensstil, der mit der Gotteskraft beginnt und mit dem Gottesfrieden endet.

Heinrich Scholz

*) Die für Tugend und treffliche Handlungen alswie für höchste Knechtschaft höchste Belohnung von Gott zu erhalten hoffen (2,49). D H

Ein Chronist unsrer kirchlichen Gegenwart

Es ist nachgerade auffallend, daß die kirchliche und profane Presse den charaktervollsten Chronisten, den wir für unsre kirchliche Gegenwart haben, ihrer Aufmerksamkeit und Polemik entgehen läßt. Wenn wir in der Christlichen Welt uns ebenfalls wenig mit ihm beschäftigt haben, so sind wir dadurch entschuldigt, daß wir auch sonst die Beachtung der periodischen kirchlichen Presse uns aus Gründen des Raums und der Stimmung versagen: aber anderswo legt man sich ja diese Zurückhaltung nicht auf! Und nun wollen wenigstens wir uns der Unbilligkeit nicht länger schuldig machen, von der jahrelangen gründlichen und umfassenden Arbeit dieses Chronisten zu schweigen.

Es handelt sich um die „Chronik", die unser Freund und (nur zu seltener) Mitarbeiter Professor Otto Baumgarten in Kiel in seiner Monatsschrift führt. Diese Zeitschrift trägt seit 1907 den Titel: „Evangelische Freiheit. Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur. In Gemeinschaft mit Lic. F. Niebergall, Lic. G. Traub, Lic. J. Jüngst, D. F. M. Schiele und vielen andern namhaften Vertretern der modernen Theologie herausgegeben von . . ." Tübingen, J. C. B. Mohr. Jährlich 6 Mk.

Was die Zeitschrift sonst leistet, interessiert uns heute nicht. Ebenso wenig ihre nicht unwichtige Geschichte. Sie besteht seit 1879, Baumgarten leitet sie seit 1901. Es handelt sich für uns allein um den ständigen Schlußteil dieser Monatshefte, die „Kirchliche Chronik". Sie ist ganz Baumgartens persönliche Leistung; wenn er neuerdings zuweilen durch Schiele sich vertreten läßt, so dürfen wir auch davon absehen; es liegt uns eben jetzt einmal Alles an dem Chronisten Baumgarten.

Kirchliche Chronik: die in dieser Bezeichnung liegende Schranke hat der Chronist anscheinend oft überschritten. In

Wirklichkeit hat er immer nur allerlei Stoff herangezogen, der abseits von der „Kirche“ und den „Kirchen“ zu liegen scheint, um die „kirchlichen“ Dinge in den großen Zusammenhang zu stellen. Das ists ja gerade, was wir Theologen immer wieder lernen müssen. Nicht nur daß der kirchenpolitische Horizont Mancher nicht über ihre Landeskirche hinausgeht, daß Viele in den Mittel- und Kleinstaaten offenbar keine Ahnung davon haben, wie mächtig der Gang der Dinge in Preußen auf ihre heimischen kirchlichen Verhältnisse wirken kann und wirkt. Wie oft fehlts auch an Verständnis dafür, daß der Gang unserer sozialpolitischen Entwicklung entscheidend sein mag für die religiöse Situation späterer Jahrzehnte und damit indirekt für die kirchlichen Verhältnisse! Wie oft fehlt das Verständnis für die kirchliche Bedeutung der Schulkämpfe und der Bewegungen innerhalb der Lehrerschaft, für die Zusammenhänge zwischen Reichspolitik und Landespolitik, kirchen- und schulpolitischen Verhandlungen in den Landtagen! Hier den Kirchturmspolitikern den Blick zu weiten, die beati possidentes an die Probleme heranzubringen, neue Sorgen und neue Wege zu zeigen, ist so recht die Sache eines kirchlichen Chronisten. Wenn man Baumgartens Chroniken durchliest, dann ziehen die Vorfälle und Fragen der letzten Jahre nicht als ein Chaos an uns vorüber: Lokales und Provinzielles wie Wechselburg und Fameck, der Trierer Schulstreit, die württembergischen Schulreformen, die Not der bayrischen evangelischen Kirchen, das alles ist in große Zusammenhänge hineingestellt; Einzelfragen, wie die Sezessionen im Diakonissenwesen, die Feuerbestattung, die Mission in den Kolonien, die Marianischen Kongregationen, Graßmann und Liguori, Heimarbeitsausstellung und Bergarbeiterstreik, sittliche Zustände in den Hafenstädten, das alles führt immer wieder auf die letzten großen Probleme: Autorität und Fortschritt in der evangelischen Kirche, Kampf oder Vergleich mit Rom, Ist Aussicht auf Milderung der sozialen Gegensätze? oder soll der Staat zu schärfstem Zusammenstoß mit der Umsturzpartei rüsten? sind wir ein aufsteigendes oder absteigendes Volk? Und wenn dabei oft große Gedankengefüge in einem nicht immer leicht fließenden Stil zusammengedrängt werden, so geht man doch den Weg des Chronisten gern mit, einmal weil die Grundlinien des Gedankenfortschritts stets klar erkennbar sind, und dann vor allem der Frische zu Liebe, der Ungeniertheit, Selbständigkeit gegenüber Autoritäten und Traditionen, der Gerechtigkeit gegenüber den verschiedenen Richtungen, die hier gewahrt ist. Am meisten profitiert davon der alte Glaube und die alte Kirche. Ehlers hat das einmal hart spüren müssen, als Baumgarten in der Christlichen Welt seine liberalvermittelnden Predigten über das Apostolikum anzeigte (1898 Nr. 33 f.). Von diesem Gefühl für das, was unsern „Altgläubigen“ an uns „Modernen“ schwer sein muß, ist auch seine Chronik voll. Vgl. 7, 167. 8, 204.

Bei aller Pietät hat dieser Theologe doch ein sehr starkes Bewußtsein von dem Rechte, das mit uns geboren ist. Er begnügt sich nicht mit einer scheinbar nur rückwärtsschauenden Formel, wie wir sie gelegentlich gerne gebraucht haben: „kraftvolle und allseitige Durchführung der Grundsätze der Reformation.“ Er will kämpfen für „Befreiung der Christenheit aus der Knechtung unter das Urchristentum und die Theologie der Reformationszeit.“ Seine praktische kirchliche Stellungnahme unterscheidet sich dennoch kaum von der unsern. Aber er sieht die Ziele entschlossen vor sich.

Aus ganz andersartigen südwestdeutschen Verhältnissen stammend, zwar auch durch die Schule Ritschls, aber ebenso durch die Biedermanns und Heinrich Holtzmanns hindurchgegangen, hat er von je manches anders angesehen, als die ihm sonst nahestehenden Ritschlianer und Norddeutschen. Sein Elternhaus — Hermann Baumgarten, der Historiker, war sein Vater — gab ihm eine gewisse Souveränität gegenüber der Zunft-Theologie mit auf den Weg. Uns ist es immer eine Freude, wenn ein Theologe von seiner außertheologischen Bildung her unsrer Standeseinseitigkeit zu Hilfe kommt. Allerdings, der Sohn des Straßburger Reformationshistorikers mag taugen zum Historiker der Ideen; zum Historiker der Zeremonien und Kompromisse ist er gewiß nicht gemacht.

Ideen hier im Sinn geistiger Realitäten. Ein „Ideologe“ ist unser Chronist nicht. Vielleicht charakterisiert ihn am stärksten sein Realismus, sein Wirklichkeitssinn. Der treibt ihn, den Theologen, zur Kirchenpolitik, den Kirchenpolitiker zur unausgesetzten Beschäftigung mit Politik überhaupt. Was hilft schließlich aller Fortschritt theologischer Erkenntnis, wenn Studt und Stoecker die Geschicke der preußischen Kirche bestimmen? Wie wenig helfen alle liberalen und sozialen Regungen Bülows, so lange das Dreiklassenwahlrecht den Charakter des preußischen Landtags bestimmt! Vor allem führt dieser Realismus zu gut reformatorischer Schätzung der weltlichen Politik:

> Man hört in kirchlichen Kreisen unausgesetzt darüber klagen, daß an die Stelle von Ueberzeugungen, die einst das öffentliche Leben erregten und die Verhandlungen der Parlamente interessant machten, Interessen getreten seien; an Stelle von Kulturkampf haben wir nun Zollkampf, an Stelle von liberalen und reaktionären Schulkämpfen industrielle und agrarische Interessenkämpfe; das wirkt zurück auf die Beteiligung der Laien an den idealen Kämpfen des kirchlichen und Kulturlebens. Aber, so wahr das ist, so ungerecht ist es, daraus unseren Zeitgenossen und Politikern einen Vorwurf zu machen. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen; die Nation muß die Probleme wälzen, die ihr die gebietende Stunde vorwirft. Und am Ende ist es doch echt deutsche idealistische Ueberstiegenheit, wenn man die Existenzkämpfe einer Nation und ihrer Haupterwerbsgruppen lediglich als schnöde Welthändel behandelt. (1, 213)

So wird Miquel, obwohl er im Gegensatz zu seiner Vergangenheit zuletzt konservativ-klerikale Politik gemacht hat, gerühmt als der, dem wir die Festigung der finanziellen Grundlagen des preußischen Staatswesens verdanken; so ist der Chronist, persönlich Akademiker, stets eingetreten für energische Besserung der Pfarrer- und Lehrergehälter. So wird er zum Feind des Doktrinarismus auf allen Gebieten: jede begrifflich reinliche Lösung des Problems Staat und Kirche ist ihm von vorn herein verdächtig; hat er unserem Staat und Staatskirchentum gegenüber auch nicht die pietätvoll-konservative Stellung Foersters, so warnt er doch dem liberalen Ideal einer Trennung von Staat und Kirche gegenüber vor den Gefahren, die dann unserem Kirchenwesen drohen würden, vor dem Ueberwuchern des hierarchischen und des Sektengeistes. Er hat Sympathie für freiheitliche Regungen im deutschen Katholizismus, aber er erklärt von vornherein die Reformkatholiken für arme Leute, ihre Sache für aussichtslos, bekämpft scharf Köhlers in diesem Blatte vertretene Auffassung des Verhältnisses von Protestantismus und Katholizismus. Obwohl auch ich in der Beugung unserer Reformkatholiken unter die Enzyklika unserem sittlichen Empfinden Unerträgliches sehe, bleibt hier eine Differenz bestehen, die ich nur als fruchtbar empfinden kann. Dagegen sind wir beide zu übereinstimmendem Verhalten gekommen, beide aus realpolitischen Erwägungen heraus gegenüber dem letzten preußischen Schulkompromiß; daß unsere Ideale auf diesem Gebiet weit abliegen von jenem Kompromiß, brauche ich nicht sonderlich zu betonen; Baumgarten hat das seine mehr nur angedeutet und ich wünschte es näher von ihm ausgeführt. Wunderlich ist der Weg, den er in der Duellfrage gehen zu müssen meint: zu immer stärkerer Anerkennung der Gründe, die das Duell rechtfertigen sollen. Erhebliche Verschiedenheiten nehme ich zwischen unserer Beurteilung der Sozialdemokratie wahr. Zwar an warmem sozialen Gefühl kann man ihn nicht übertreffen; jedes Jahr widmet er mehrere Chroniken den sozialen Dingen; Parteirücksichten hemmen ihn nicht im geringsten: wie hätte sonst ein Politiker, der den Nationalliberalen angehört, so für Korell eintreten können; daß er für seine soziale Gesinnung persönlich Opfer zu bringen bereit ist, hat er im Hamburger Streik bewiesen. Ich glaube auch nicht, daß, wenn bei gleicher evangelisch-sozialer Grundstimmung wir doch der Sozialdemokratie so verschieden gegenüberstehen, theoretische, rechtsphilosophische Differenzen eine ernstliche Rolle dabei spielen, wie sie etwa angedeutet sind in seinem Satze, sogar das wirtschaftliche Programm der Sozialdemokraten sei mit bewußtem Christentum unvereinbar infolge seiner Geringschätzung der Arbeit und Entwertung des Individuums (254): darüber ließe sich streiten. Sondern entscheidend ist offenbar Baumgartens Widerwille gegen die Gleichmacherei. Auch in der Schulpolitik tritt dieser Zug hervor: er ist ein Gegner der Einheitsschule; die Art, wie auf unseren Lehrerversammlungen Erweiterung der Volksbildung gefordert wird, scheint ihm intellek-

tualistisch, ohne Respekt vor der historisch gewordenen und ewig bleibenden Differenzierung der Bildungsstufen, ungesund. Er empfindet hier bei aller sozialen Wärme aristokratisch. Daß auf dem Dresdener Parteitag die Genossen, die sich wütend bekämpft hatten, nachher sich friedlich vertrugen, erinnert ihn an das bekannte Sprichwort; ja sind denn aber die sachlichen Gegensätze auf bürgerlichen Parteiversammlungen oder auf Synoden nie ebenso scharf? Natürlich werden sie dort urbaner verhandelt, aber vor allem werden die wirklich schlimmen Dinge im Geheimen abgemacht. Was die Genossen in Dresden kompromittierte, war die Oeffentlichkeit und das proletarische Temperament. Direkt irregeleitet worden zu sein scheint mir aber sein Urteil über Sozialdemokratie und reaktionäre Gruppen in der Angelegenheit der Berliner Demonstrationen zur Jahresfeier der russischen Revolution und gegen das preußische Landtagswahlrecht. Gewiß ist richtig, und es lohnt, das hinterher sich einmal im Zusammenhang zu verdeutlichen, daß Ende 1905 die revolutionären Neigungen in der Sozialdemokratie durch die Erfolge der russischen Revolution zu gefährlichen Phantasieen gereizt wurden; das Spielen mit der Idee des Massenstreiks und großer Straßendemonstrationen für Wahlrechtsreform in Berlin war ein frivoles Spiel überhitzter Köpfe — darin stimme ich Baumgarten völlig zu. Aber er geht überhaupt nicht darauf ein, daß von sozialdemokratischer Seite unter Beibringung ganz konkreten Materials behauptet worden ist — irgendwelche amtliche Widerlegung, die höchst nötig gewesen wäre, ist unsers Wissens nicht erfolgt — daß indirekt von behördlicher Seite versucht worden sei, Ausschreitungen zu provozieren, um Anlaß zur Gewaltanwendung, zum Blutvergießen, zur Einschüchterung des Bürgertums zu haben. Beruhen diese Dinge auf Wahrheit, so ist das Verhalten der schuldigen Männer mindestens so verdammlich als das der Revolutionsphantasten.

Gibt also die Baumgartensche Realpolitik gelegentlich Anlaß zu Bedenken, so möchte ich doch sehr energisch das Mißverständnis abwehren, als falle seine Realpolitik mit Opportunitätspolitik zusammen. Ehrlichkeit, ein höchst unopportunistisches Drängen auf Wahrhaftigkeit charakterisiert ihn wohl am meisten neben seinem Realismus. Ein Gegner mag ihm so fern stehen wie nur möglich, mag ihm höchst borniert erscheinen, er achtet dessen Ueberzeugung, wenn er sie für ehrlich hält. Als Freiherr von Durant zur Zeit des Babel-Bibel-Interesses im Herrenhaus gegen die moderne Theologie loszog und keine Unterstützung fand, richtete sich Baumgartens scharfe Polemik nicht so sehr gegen diesen Adligen, der ohne Verständnis, aber aus religiösem Eifer heraus alle Bibelkritik verdammte, als vielmehr gegen die konservativen Herrenhausmitglieder, die ihn im Stich ließen oder gar von ihm abrückten: sonst seien die Herren doch so eifrig dabei, die moderne Theologie zu bekämpfen; wie fatal, daß sie so zurückhaltend wurden gerade in einem Moment, wo die Sonne kaiserlicher Gunst sichtbar über Delitzsch zu leuchten schien! — Keine unklaren Vermittlungen! das ist ein Hauptinteresse unseres Chronisten. Sehr wohlgemeinte Friedensversuche in unserer Kirche lehnt er deshalb ab. Die Mittelpartei verlangt in ihrem Programm „evangelische Handhabung des Ordinationsgelübdes"; er betont: die vorhandenen Ordinationsgelübde lassen sich großenteils überhaupt nicht evangelisch handhaben, müssen weg oder doch erst gründlich geändert werden. Der Evangelische Bund soll in seinem Programm das doch verschieden gedeutete und deshalb die Strenggläubigen nicht beruhigende Bekenntnis zu Christo als dem eingeborenen Sohne Gottes lieber streichen. Dem Katholizismus gegenüber ist es der Grundton Baumgartenscher Polemik: das römische System ist Gewissensknechtung; um der Wahrhaftigkeit, der Reinheit unseres Geisteslebens willen müssen wir gegen Rom kämpfen. In den Lehrkämpfen unserer Kirche ist das sein lautester Ruf: übt keinen Druck auf die Gewissen der Theologen aus; der tiefste Schaden unserer Kirche ist, daß durch die ewigen „Fälle" das Zutrauen zur intellektuellen Redlichkeit ihrer Diener ruiniert wird. Und alle Diplomatie der Kirchenregimenter, wie des preußischen Oberkirchenrats im Falle César, hilft auf die Dauer nicht. Sagt, ob wir „modernen" Theologen in der Kirche ein Existenz- und Arbeitsrecht haben, oder nicht! Lieber im Kampf auseinandergehen, als in unwahren Vermittlungen sterben! Ueberhaupt nur keinen falschen Schein, keinen unechten Glanz in der Kirche, keine Prunkbauten, keine Mirbachschen Sammlungen bei Juden und Judengenossen! Wahrhaftigkeit auch im politischen Kampf; deshalb schärfster Protest gegen alle Versuche, einer immer größeren Menge von Staatsbürgern durch Hinweis auf ihren Charakter als mittelbare Staatsbeamte, als Reserveoffiziere usw. die Kritik an Regierungsmaßnahmen zu verbieten. Denn so wird die Zahl der Aufrichtigen gemindert, so wird der Byzantinismus gezüchtet. Selten hat Baumgarten kräftigere Töne gefunden, selten mir mehr aus der Seele gesprochen, als im Fall Schücking. Wie unabhängig er in solchen Fällen auch von der Tagespresse ist, die er liest, leuchtet ein, wenn man sich hierbei erinnert, daß das Blatt, das er regelmäßig zitiert, die Tägliche Rundschau ist.

Sollte ich zum Schluß versuchen, zu sagen, welchen Eindruck ich nicht vom Lesen einzelner Chroniken Baumgartens, sondern von einem Verfolgen ihrer Entwicklung, von einem Ueberblick über die acht Jahre seiner Chronistentätigkeit habe, so ist es ein doppelter. Erstens: so persönlich die Chroniken im Sinn individueller Zeugnisse sind, so wenig werden die Leser mit des Chronisten oder seiner Berufsgenossen eigenen Angelegenheiten behelligt. Man hätte 1902/3 wirklich gewünscht, über den „Fall Baumgarten" etwas zu erfahren, über den damals von den streng lutherischen Kreisen Schleswig-Holsteins gemachten und von vermittelnden Leuten zugelassenen Versuch, den unbequemen Professor mit Gewalt zu beseitigen. Aus der Baumgartenschen Monatsschrift erfuhr man davon nichts. Und von den Neuigkeiten an Berufungen theologischer Professoren, von der Leidensgeschichte mancher Fakultäten ist zwar gelegentlich die Rede, gegen die unwahren Behauptungen, der Minister habe durch seine Politik ein künstliches Uebergewicht der „kritischen" Theologie geschaffen, ist einige Male ein kräftiges Wort gesagt, aber im Verhältnis zu der Rolle, die diese Dinge im kirchenpolitischen Kampfe spielen, sind sie gar nicht häufig behandelt. — Zweitens: mehrfach überrascht die richtige Voraussicht des Chronisten. Daß des Kaisers persönliches Regiment zu schweren Krisen führen werde, davor hat er gewarnt schon lange ehe die Erkenntnis der hier vorliegenden Gefahren so allgemein wurde wie im letzten Herbst. Oder wie gut ist bereits in den ersten Monaten seiner Regierung der jetzige Papst charakterisiert! Damals hofften Viele von dem milden Mann friedliche Zeiten; Baumgarten hat gleich nach Pius X. erster Kundgebung über das theologische Studium gemeint:

> Der milde Seelsorger scheint in der Tat das Idiotentum in den hermetisch verschlossenen Seminaren großziehen zu wollen. (3,468)

Aber nicht bloß trübe Ausblicke zeigen sich. Ist es im Grunde die Aufgabe des rechten Chronisten, die Gegenwart historisch zu verstehen, so stärkt ihn dabei sein Glaube, wie er ihn einmal zu Beginn eines neuen Jahres ausgesprochen hat (5, 42):

> Ich meine, das Entschwinden eines flüchtigen Jahres und die Besinnung auf die Ewigkeit, die zeitlos alle strebenden, suchenden Geister der Vor- und Nachwelt verbindet, muß uns mahnen, nicht zu großes Gewicht zu legen auf den starken Erdenstaub, der sich auf die Erscheinungen des religiösen wie alles geistigen Lebens lagert, vor allem seine eigenen Enttäuschungen über den Gang der Dinge, über den trägen Fluß der Reformen nicht zu schwer lasten zu lassen . . . Wir müssen ja kämpfen, jahraus, jahrein; wir dürfen nicht quietistisch die Dinge laufen lassen, wir müssen bewußt bleiben der Verantwortung, die wir haben gegenüber der Geschichte unseres Volkes und des Reiches Christi. Aber wir sollen dabei im tiefsten Grund stille sein und warten, was der Herr der Weltgeschichte mit unseren Dingen anfängt . . . . Und gegenüber den ungezählten versäumten Gelegenheiten, deren der Chronist die zur Pflege persönlichen Lebens berufene Kirche bezichtigt, sagt er sich doch wieder: Gott gehört die Ewigkeit; er wird nicht um unserer Versäumnisse willen vom Evangelium Unberührte ewig im Finstern wohnen lassen. So schauen wir denn auf die offenen Fenster, ja auch auf die Spalten, durch die die frohe Gottessonne zu armen Erdensöhnen dringen kann. Man kann getrost ein nüchterner Realist sein und die kirchlichen Verhältnisse sehen, wie sie sind, wenn man nur arbeitet ohne Verzweifeln an dem Kommen des Reichs.

Mit diesem Zeugnis religiöser Wärme und Treue schließen wir. Möge dem Chronisten die Feder nicht sinken, auch wenn

ihn manchmal trübere Stimmungen überkommen! Nachdem die Chronik der christlichen Welt ihre Vierteljahrsübersichten eingestellt hat und nun die Deutsch-evangelischen Blätter, in denen einst Beyschlag und dann Haupt freimütig und charaktervoll die kirchlichen Zeitereignisse mit ihren Glossen begleitet haben, gar eingegangen sind, ist diese Baumgartensche Chronik ein unentbehrliches Bedürfnis für die Kirchenleute der Gegenwart und für die Kirchenhistoriker der Zukunft. R

Calvins Briefe

Eine ungemein wichtige und wertvolle Jubiläumsausgabe zeitigt das Jahr der vierhundertjährigen Wiederkehr von Calvins Geburtstag schon jetzt. Es ist eine Ausgabe von Calvins Briefen, ins Deutsche übersetzt, zwei starke Bände umfassend. Die Hand aufs Herz: der Genfer Reformator ist bei uns in Deutschland herzlich unbekannt, und was von ihm bekannt ist, macht ihn nicht beliebt. Wie soll das anders werden? Seine Werke werden nur den Theologen zugänglich bleiben, und Festschriften jeglicher Art werden nur ein feineres oder gröberes Interesse wecken und decken können.

Da liegt ja aber ein großer ungehobener Schatz: Briefe, seine Briefe! Und Briefe liest unsre Zeit, versteht unsre Zeit zu lesen. Auch Briefe sehr fremder Menschen aus sehr fremden Welten. Gebt uns die Briefe des Mannes, und wir werden durch sie zu seiner Person hindurchdringen, und werden seine Größe schon zu finden wissen, wenn er sie hatte!

Der die Arbeit unternahm, mußte ein schweizer Pfarrer sein. Es ist derselbe, von dem unsre Leser in Nr. 2 des vorigen Jahrgangs über die Heirat Calvins eingehenden Bericht bekommen haben.*) Es trifft sich, daß die Christliche Welt heute eine andere Heiratsgeschichte aus derselben Zeit und Sphäre bringt, die ebenfalls aus den Briefen Calvins reichlich schöpft, die Heiratsgeschichte des Peter Viret. Unsre Leser wissen nun, wie viel sittengeschichtlich Merkwürdiges sie aus dieser Quelle herausholen können. Und dieser kultur- und sittengeschichtliche Gehalt der Briefe ist der eine große Wert, den sie haben, für jeden Gebildeten. Dazu nun aber die kirchen- und weltgeschichtliche Bedeutung des Briefschreibers. Er war doch ein Fürst unter den Völkern und Königen. Das kennt man ja aus den Historikern, den kirchlichen wie den profanen, aber es geht dem, der nicht Mitforscher ist in diesem Gebiet, erst in seiner reellen Größe auf, wird ihm handgreiflich erst durch diese Briefe.

Kurzum, das Wagnis einer so umfangreichen deutschen Ausgabe der Briefe Calvins war zwar groß. Von Seiten der Herausgeber wie des Verlags. Aber ich bin überzeugt, gerade durch ihre Wucht wird sich die Tat durchsetzen. Ich habe der ganzen Calvinfeier für Deutschland ein wenig skeptisch entgegengesehn: nun, scheint mir, ist ihr eine tiefere Wirkung gesichert. Es wird nicht nur hier und dort über Calvin geredet, mancherlei über ihn geschrieben werden, sondern Calvin selbst wird zu uns kommen, ein Totgeglaubter, uns immer Fremdgewesener oder doch Fremdgewordener — und siehe, er lebet und will der Unsre sein.

Wernle hat jedem Bande ein „Geleitwort“ mitgegeben, das zu den Briefen sich wirklich wie ein Geleit verhält, indem es kurz und bündig und doch zugleich Alles umfassend den Reichtum des Inhalts glücklich geordnet vor uns ausbreitet. Er bekennt, daß er selbst erst durch die Briefe zu dem Helden des Werks bekehrt worden ist. Bis dahin, wie begreiflich von Kampschulte und Cornelius abhängig, stand es um ihn so, daß er „in seinen Vorlesungen bei Calvin nur dann warm werden konnte, wenn er seiner Empörung über das traurige Los aller Calvingegner in und außer Genf unverhohlen Ausdruck gab.“ „Wie erstaunt war ich aber, als ich zum ersten Mal an die Briefe des Mannes geriet und mich anschickte, an ihrer Hand von Jahr zu Jahr sein Leben zu durchwandern!“ Und er schließt das Vorwort zum zweiten Bande mit der Zuversicht:

> Calvins Briefe werden auch in dieser deutschen Uebersetzung es verraten, daß er immer ganz dabei gewesen ist mit seinem Haß und seiner Liebe, demütig, ja erbarmenswert vor seines Gottes Augen, aber gegen die Menschen furchtlos und frei, und trotz aller seiner Schwächen und Sünden eine verkörperte Energie des Guten gegen das Böse, in der dogmatischen und kirchlichen Gebundenheit seiner Zeit das Gewissen in Person, und mehr als das, eine wenn auch unvollkommene Offenbarung jenes Guten, das nicht nur Gedanke, sondern die einzige Macht der Wirklichkeit zu sein verlangt.

Zu dem Uebersetzer wird Jeder das beste Vertrauen haben, der den nun folgenden Aufsatz liest. So bleibt nur übrig der Titel des angekündigten Werkes noch mitzuteilen: Johannes Calvins Lebenswerk in seinen Briefen. Eine Auswahl von Briefen Calvins in deutscher Uebersetzung von Rudolf Schwarz, Pfarrer in Basadingen. Zwei Bände. Tübingen, J. C. B. Mohr. Preis voraussichtlich 24 Mk. R

*) Dazu sind wir noch einen Nachtrag schuldig:
Ein Bild der Frau Calvins. Die Leser der Aufsatzes von Rudolf Schwarz: Heiratsgeschichten aus der Reformationszeit (Nr. 2 d. v. Jahrgangs) wird interessieren, daß wir seit kurzem auch ein Porträt der Gattin Calvins besitzen. Es befindet sich im Museum zu Douai und ist von N. Weiß, dem verdienten Sekretär der Société de l'histoire du protestantisme français sachgemäß erläutert worden (N. Weiß: Un portrait de la femme de Calvin. 16 S. Fontenay aux Roses, imprimerie Bellenaud.) Das Bild zeigt eine vornehme Patrizierin im Sammetkleide mit Stuartkragen, Diadem, Goldkette um Hals und Gürtel, Armspangen und weißen Manschetten. Das scheint nun gar nicht zu Calvinscher Herbheit zu passen, aber das Bild stellt auch nicht die Reformatorsfrau dar, sondern die adelige flandrische Jungfrau Idelette von Büren. An der Echtheit des Bildes zu zweifeln liegt kein Grund vor; der Gesichtsausdruck ist gütig, fast ein wenig langweilig; die auffallend lange Nase stört die Frische der Züge; fein geschwungen sind die Lippen; das leicht gekräuselte Haar ist kastanienbraun, die Augen grau-braun. Walther Köhler

Heiratsgeschichten aus der Reformationszeit

2. Peter Viret

Als Calvin in Straßburg heiratete, mag ihn dazu auch das Beispiel Peter Virets, des Pfarrers von Lausanne, ermuntert haben, des Freundes, der ihm neben Farel am nächsten stand. Viret war kurz vor ihm in den Ehestand getreten mit Elisabeth Turtaz. Nach Calvins Rückkehr nach Genf knüpften sich auch zwischen den Frauen der Reformatoren Freundschaftsbande. Doch sollte diese Freundschaft nur von kurzer Dauer sein. Im Herbst 1545 zog eine große Seuche ins Land, die in Calvins Bekanntenkreis manche Lücke riß. Auch Virets Gattin wurde krank. Von Lungenschwindsucht und Wassersucht schreibt der besorgte Gatte an Calvin und fragt, ob sein Hausarzt Textor, dessen Geschicklichkeit Idelette vor kurzem wider alles Erwarten aus schwerer Krankheit gerettet hatte, nicht nach Lausanne kommen könne. Calvin sucht den Freund zu trösten; der Arzt werde kommen, sobald er von einer Reise heimgekehrt sei. Es war dies erst Anfangs des Jahres 1546 der Fall, und der Bericht, den Textor nach einem Besuch in Lausanne Calvin brachte, lautete hoffnungslos. Kurz darauf 1546 Ende Februar oder Anfangs März starb Elisabeth. Calvin lädt den betrübten Gatten ein, sich von der Erschütterung durch ein paar Tage völliger Ruhe in Genf zu erholen; sogar alle lästigen Besuche will Calvin hier von ihm fernhalten. Erst auf eine nochmalige, dringliche Aufforderung, und als ihm Calvin sogar am 26. März ein Reitpferd zur Reise sendete, folgte Viret der Einladung des Freundes. Und nun bei diesem Besuch, einen Monat nach dem Tode Elisabeths, war augenscheinlich unter den Freunden bereits davon die Rede, wer im Haus und Leben Virets an die Stelle der Verstorbenen treten könne. Auch ein Brief vom 28. April spricht davon.

Was uns so fremdartig berührt, dieses offene Reden von einer neuen Heirat so kurz nach dem Tode der ersten Frau, gab jener Zeit gar keinen Anstoß. Ein andrer Theologe jener Tage, der Zürcher Professor Pellikan, erzählt selbst in seiner Lebensbeschreibung, wenige Monate nach dem Tode seiner ersten Frau habe er schon die Wahl gehabt zwischen zwanzig ihm von seinen Freunden vorgeschlagenen Frauen, alten und jungen, armen und reichen. Nur Eines scheint für geziemend gegolten zu haben, daß der Witwer nicht selbst gleich wieder auf Freiers-

füßen gehe, sondern Andere für sich sorgen lasse. Und diesen Liebesdienst will Calvin nun dem Freunde erweisen. Wir wundern uns darüber, denn er selbst hatte ja erfahren, in welch unangenehme Lage einen die liebevolle Fürsorge Anderer auf diesem Gebiete bringen kann. Aber mochte er das vergessen haben, mochte er den Fall für anders halten, — er wünschte ja auch dazu Virets Gegenwart in Genf —, kurz er will ihm für eine Frau sorgen, und es hat nun seinen eigenen Reiz, ihn hier in einer Tätigkeit zu sehen, zu der man ihm weder Neigung, noch Geschick zutraute: Calvin als Ehestifter!

Wie jener Brief zeigt, hatte er schon unter den Jungfrauen Genfs und wohl vor allem auch der zugewanderten Hugenotten Umschau gehalten, aber noch ohne Erfolg. Doch er verzagt nicht; er ist gewiß, daß ihm der Herr zu seiner Zeit die Person schon zeigen wird, die für seinen Freund die rechte ist. Freilich, dieses Gottvertrauen hält ihn nicht ab, selbst recht energisch einzugreifen und sogar ein wenig zu intriguieren, wenn er es nötig findet. Mai und Juni verstreichen, ohne daß wir von der Sache hören; es gab auch mancherlei Anderes, was Calvin in diesen Tagen beschäftigte, z. B. das schwierige Problem, das eine wandernde Schauspielertruppe in die fromme Stadt Genf brachte. Calvin mußte dabei mit zwei Fronten kämpfen; einerseits gegen das zuerst von den Schauspielern vorgeschlagene Stück: Bataille des puissances de Harcules. Das verbot denn auch der Rat auf sein Betreiben, erlaubte jedoch ein anderes Schauspiel: „Die Taten der Apostel", das Calvin auf seine biblische Korrektheit und Erbaulichkeit begutachten mußte und, wenn auch nur ungern, aufführen ließ, „denn man kann dem Volke doch nicht alle Ergötzung verbieten", wie er schreibt. Andrerseits mußte Calvin dann aber auch den Aufruhr stillen, der aus der Predigt eines übereifrigen, gegen jedes Schauspiel und die Schauspieler persönlich donnernden Kollegen entstanden war. Ihm dabei zu helfen, berief er Viret nach Genf. Er kam auch und wohnte selbst der Aufführung bei, während sich Calvin ihr fernhielt.

Daß die Freunde so Gelegenheit zu mündlichem Meinungsaustausch fanden, ist wohl der Grund, daß wir aus dieser Zeit keine Briefnotizen über die Heiratsfrage haben, die keineswegs vergessen war. Viret hat bei seiner Anwesenheit in Genf sogar noch mit Andern als mit dem Freunde von der Sache gesprochen. Auch solchen, die er nicht einmal selbst ins Vertrauen gezogen, wurde sein Anliegen bekannt, z. B. dem Stadthauptmann Perrin. Denn mit einem Male hat nun auch dieser vornehme Herr seine Pläne für Viret, und Calvin muß diese durchkreuzen und zur Intrigue greifen. Doch hören wir Calvin selbst. Er schreibt am 13. Juli an Viret:

> Bedenke, was du tun willst, und schreibe bald, was du beschlossen hast. Je mehr wir nachfragen, mit desto mehr und desto bessern Zeugnissen wird das Mädchen gepriesen. So will ich nun ihres Vaters Willen erforschen. Sobald wir etwas Gewisses wissen, will ich dirs melden; du halte dich indessen bereit. Perrin gefällt diese Heirat nicht, weil er dir die Tochter de la Rames aufdrängen möchte. Umsomehr treibt mich das, rechtzeitig einen Schritt vorwärts zu tun, damit wir ihm gegenüber nicht um eine Ausrede verlegen sein müssen. Heute will er, soviel ich merke, mit mir darüber reden. Denn wir sind beide bei (Ratsherr) Corne zum Nachtessen eingeladen. Ich will suchen, unter einem höflichen Vorwand Zeit zu gewinnen. Besser noch wäre es wohl, du ließest mich um sie werben. Ich habe sie nun schon zweimal gesehen. Sehr bescheiden ist sie nach ihrem Gesichtsausdruck, und im Ganzen von merkwürdig schönem Wuchs. Von ihrem Benehmen redet Alles so rühmend, daß neulich selbst Jean Petit zu mir sagte, er sei ganz verliebt in sie. Lebwohl. Der Herr leite dich mit seinem Rate und segne uns bei dem so wichtigen Vorhaben.

Wer war das Mädchen, das Calvin dem Freunde so begeistert preist? Wir wissens nicht; in der ganzen Korrespondenz wird ihr und ihrer Eltern Name nicht genannt; die Freunde hatten offenbar schon von dem Mädchen gesprochen. Nur soviel werden wir sehen, daß sie eine Genfer Bürgerstochter aus sehr einfachen Verhältnissen war, von deren Existenz Calvin erst durch seinen mit einer Genferin verheirateten Bruder Antoine erfahren hatte. Aber nun hatte diese Perle, von der der ehrsame Tuchhändler Jean Petit nur mit verliebten Augen sprechen konnte, deren Schönheit sogar Calvin preist, eben in dem vom Stadthauptmann vorgeschlagenen Fräulein de la Rame eine Nebenbuhlerin. Calvin traf seine Vorkehrungen; mit einer höflichen

Ausrede will er Perrin gegenüber Zeit gewinnen, um seinen Plan zu Ende führen und die Gegenpartei dann mit der Tatsache einer Verlobung Virets überraschen zu können, genau wie er selbst es gemacht hatte, als man ihn in Straßburg zu einer Heirat nötigen wollte, die ihm nicht gut schien.

Wir können sogar noch sehen, welchen „höflichen Vorwand" er brauchte. Wir haben einen Brief Calvins vom 4. Juli an Jakob von Burgund, Herrn von und zu Falais in Straßburg. Dieser Herr war ein sehr vornehmer vlämischer Refugiant, den Calvin bewogen hatte, seine Heimat zu verlassen und nach Genf zu ziehen. Er war aber in diesem Vorhaben nicht von der energischen Raschheit, die Calvin wünschte und als deren Beispiel er ihm stets den Abraham vorhielt. Monatelang unterbrach er seine Reise in Köln, dann in Straßburg, zuletzt in Basel, und schob dieses zögernde Vorrücken teils auf seine Kränklichkeit, teils auf seine Bemühungen, seine konfiszierten Güter aus den Klauen seines kaiserlichen Verwandten Karl V. zu retten. Calvin hat ihn dabei durch eine für ihn verfaßte Verteidigungsschrift unterstützt und ihn stets durch freundliche und energische Briefe ermuntert. Nun schreibt er an ihn:

> Da der Bote nun doch schon in Anspruch genommen ist, habe ich mich entschlossen, Monseigneur, ein Gesuch an Sie zu stellen. Sie wissen, unser Bruder Viret sollte eine Frau bekommen. Ich bin darum ebenso besorgt wie er selbst. Nun finden wir zwar Frauen genug hier, wie in Lausanne und Orbe; aber es ist darunter noch keine, mit der ich ganz zufrieden wäre. Während wir darüber beraten, möchte ich Sie bitten, falls Sie etwa in Straßburg eine bemerkt hätten, die Ihnen für Viret passend schiene, es mir gefälligst zu melden. Ich wollte mich an niemand wenden als an Sie, da nicht Alle die Klugheit haben, die es dazu braucht. Sie könnten mir freilich einwenden, ich müßte in Straßburg doch mindestens eine kennen, aber ich möchte kein Wort wagen, ehe ich Ihr Urteil habe, das Sie in ein Wort fassen können. Schweigen Sie, so halte ich das für ein: Nicht einverstanden! Ich habe nicht gezögert, in dieser Sache, so heikel sie ist, mich gerade an Sie zu wenden, denn die Notwendigkeit wird mich entschuldigen, selbst wenn ich zudringlich schiene, da es Niemand anders gab, dem ich mich hätte anvertrauen mögen, und weil ich denke, Sie hätten selbst damit nicht verschont bleiben wollen, da Sie ja wissen, wie wichtig für die Kirche Gottes die Heirat eines solchen Mannes ist. Freilich möchte ich Sie nicht damit belästigen, gleich für ihn zu werben, falls sich tatsächlich eine Partie für ihn in Straßburg fände. Aber Ihren Rat einzuholen, diese Freiheit werden Sie mir wohl gestatten.

Dieser Brief ist am selben Tag geschrieben, da Viret in Genf war, also offenbar mit seinem Einverständnis; nun ist aber jedenfalls damals, wenn auch noch nicht bestimmt, doch schon von dem schönen Bürgermädchen gesprochen worden, und wohl auch schon von Perrins Vorschlag. Da ist es nun aus mehr als aus einem Grunde seltsam, daß sich Calvin noch nach Straßburg wandte, und wir verstehen es nur, wenn wir diese Erkundigung in Straßburg als die Ausrede ansehen, die Calvin Perrin gegenüber haben wollte, um Zeit zu gewinnen. Hätte er tatsächlich für Viret eine Frau aus Straßburg gewollt, so hätte er sich wohl besser an jemand anders gewandt als an Herrn de Falais, der ja erst seit kurzem dort weilte und in der französischen Gemeinde wohl selbst noch nicht so bekannt war, wie Calvin als früherer Pfarrer und etwa sein jetziger Nachfolger dort. Schließlich zeigt auch die vorsichtige Schlußwendung, die nur um Rat, nicht um sofortige Freiwerbung bittet, daß Calvin die Bitte nicht gar so ernst nahm, sondern nur Zeit gewinnen wollte; denn vor frühestens zwei Wochen konnte kein Bericht da sein aus Straßburg. Das wollte Calvin denn wohl auch Perrin sagen und von dem eignen Plan für Virets Zukunft ganz schweigen. Doch es kam anders, als er gedacht. Am 15. Juli berichtet er dem Freunde von dem Nachtessen bei Ratsherr Corne:

> Vorgestern gegen Schluß des Essens kam die Rede auf diese Heirat, von der ich schon vorher gesagt hatte, sie sollte jetzt zustande kommen. Aber Dominique d'Arlot, dessen Vermittlung ich dazu gebraucht hatte, fiel mir in die Rede und sagte, die Sache sei ja so gut wie abgeschlossen. Als unser Perrin das hörte, fuhr er vom Tisch auf und ließ nach seiner Art seinem Aerger freien Lauf. Am ganzen Leib zitternd vor Aufregung rief er: So heiratet er also die Person aus einer Familie, deren er sich schämen muß? Konnte man in der ganzen Stadt keine aus besserem Haus für ihn finden? Wer ihm dazu geraten und geholfen hat, ist ein Nichtsnutz und Bösewicht, nach meiner Meinung! . . . Doch wurde er wieder grimmig, weil du ihm das verheimlicht habest. Vor allem plagte ihn törichte Eifersucht, als Corne gestand, ihr hättet bei deinem Wegreiten davon gesprochen.

So, rief er da Corne zu, deshalb gab ich ihm mit dir das Geleit, daß er mich dann schändlich aus seinen Beratern ausschloß? Wen hat er denn auf der ganzen Welt, der es treuer mit ihm meint als ich? Ich zeigt' ihm gern mehr Liebe als mir selbst! Ich antwortete ihm, er urteile mit Unrecht so, da du ja nicht einmal Farel eröffnet habest, was du vorhattest. So ließ er sich wieder beruhigen, nur sprach er noch von der de la Rame und pries sie mit den wunderlichsten Lobsprüchen. Ich gab ihm in Allem Recht, blieb aber auf meinem Vorsatz des andern Mädchens wegen. Jetzt prüfe, ob es gut wäre, wenn du noch völlig frei nach Genf kämest. Es wird mißlich sein, dich zu entschuldigen, wenn sie fortfahren, dir die de la Rame aufzudrängen. Ich weiß wohl, wie gefährlich es ist, sein Wort zu geben, ehe man die Art des Mädchens selbst kennt. Ich bin ängstlich und setze mich gewiß nicht leichtsinnig über die Schwierigkeiten hinweg. Doch glaube ich, folgendermaßen wärs nicht ganz unsinnig: Ich werbe in deinem Namen, wenn du willst, aber mit der Bedingung, daß, ehe die Verlobung stattfindet und von uns aus etwas Sicheres versprochen wird, du einmal das Mädchen sehen könntest. Das soll so geschehen, daß man dich dabei nicht zu bedrängen wagt. Schreib also mit dem nächsten Boten, was dir einleuchtet . . .

So war durch den seiner Sache sichern Dominique d'Arlot Calvins Geheimnis doch an Perrin verraten, und es ging nicht mehr, ihn damit zu überraschen. Ja Viret konnte jetzt nicht einmal nach Genf kommen, ohne sich durch irgend eine Verpflichtung vor Perrins etwas aufdringlicher Freundschaft geschützt zu haben. Deshalb drängt nun Calvin so sehr zu raschem Abschluß und wiederholte das noch am selben Tag durch ein Billet.

Viret vermochte dem nicht zu widerstehen; sein Brief ist leider nicht erhalten: er ermächtigte Calvin, in seinem Namen um das Mädchen zu werben. Bisher war dieser selbst im Hintergrunde geblieben; Genfer Ratsherren hatten ihm als Unterhändler gedient, neben Dominique d'Arlot ein Pierre d'Orsières, und diese hatten ihm die Sache so dargestellt, als ob keine Schwierigkeit mehr bestünde. So ging er denn nun hin, des Erfolges sicher, und erlebte eine Niederlage, die wir am ehesten von ihm selber erzählen hören:

Als ich deinen Brief gelesen, besuchte ich Vater und Tochter, ohne nur im Geringsten am Erfolg zu zweifeln. Sobald aber die Rede auf die Uebersiedelung [nach Lausanne] kam, antwortete der Vater, das habe man ihm anders versprochen. Ich sagte, so sei das ohne unser Wissen geschehen; ja ich hatte sogar Pierre d'Orsières ausdrücklich gesagt, er solle nicht etwa solche Versprechungen als Lockmittel brauchen. Ich zeigte, wie unsinnig das wäre, wenn wir Pfarrer unsere Gemeinden verlassen und dahin ziehen wollten, wo unsre Frauen uns haben wollten. Das gäbe eine unglückliche Ehe, die mit der Bedingung geschlossen würde; denn das wäre ein unfrommer Vertrag, der weder an dir noch an dem Mädchen ungestraft bliebe. Zudem könnte man es von dir nie erreichen, daß du ein so böses Beispiel gäbest; deshalb sei es auch ganz umsonst, es zu verlangen. Ich setzte dann noch dazu, Lausanne sei ja gar nicht so weit, daß nicht seine Tochter, so oft es nötig sei, zu ihm kommen könne. Uebrigens sei es doch jedenfalls besser, sich täglich zu einer auswärts gut verheirateten Tochter Glück wünschen zu können, als beständig zu sehen und zu hören, wie sie über schlechte Behandlung durch ihren Mann klage und jammere, wie er es an Vielen sehen könne. Er bat um Bedenkzeit. Am dritten Tag darauf gab er die Antwort, er wolle doch seine einzige Tochter nicht anderswohin von sich schicken. Ich war wütend, daß wir so durch die Dummheit von Leuten, denen ich Besseres zugetraut hatte, angeführt worden sind. Doch habe ich an mich gehalten und meinen Zorn schweigend verborgen. Bei dir brauche ich mich ja nicht weiter zu entschuldigen, da ich ja ganz ohne Schuld daran bin.

Calvin schreibt noch in vollem Zorn über das Scheitern seines Plans.

Daß hinter der ganzen Ablehnung vielleicht auch ganz einfach ein andres Wollen des Mädchens stand, dessen bescheidner Sinn vor der Heirat mit dem berühmten Lausanner Pfarrer, um die sich Ratsherrn und sogar der ehrwürdige Herr Calvin selbst bemühten, Scheu empfinden mochte, der Gedanke kam Calvin offenbar gar nicht. Doch verliert Calvin den Mut nicht. Es gibt noch andere Gelegenheiten. Pfarrer Christoph Fabri von Thonon weiß bereits eine treffliche Wittwe, und im Uebrigen bekommt die Anfrage in Straßburg nun mit einem Male eine ernstere Bedeutung, als sie Anfangs gehabt; was zuerst nur ein Intriguenmittel gewesen, gibt jetzt Grund zu wirklichem Hoffen.

Auch hier wurde Calvins Geduld auf eine harte Probe gestellt; es kam keine Antwort von Straßburg, so daß er schon fürchtete, sein Brief möchte verloren sein, und mit ihm, was noch wichtiger war, das druckfertige Manuskript seines Kommentars zum zweiten Korintherbrief, das er nach Straßburg gesandt hatte. Auf Virets Wunsch erneuerte Calvin sogar die Anfrage nochmals, doch ist der Brief, in dem er auseinandersetzte, was dieser von seiner Frau verlange, nicht erhalten. In der Wartezeit spann bereits sein stets tätiger Geist neue Pläne; er macht den Freund auf die Tochter eines evangelischen Kolporteurs aufmerksam, von dessen Märtyrertod in Frankreich er Nachricht erhalten hat. Doch Viret rät ihm ab; er fürchtet sich zwar vor dem Winter, den er allein zubringen müßte, und hätte deshalb nicht ungern aus Straßburg Bericht erhalten, aber doch nützt Uebereilung nichts. Darum nimmt er sich vor, sich ganz andern Gedanken hinzugeben, damit er sich nicht stets fruchtlos in der Erinnerung an den erlittenen Verlust quäle. Er will die ganze Sache dem Herrn überlassen. Calvin weiß diese Stimmung des Freundes zu respektieren; er erwähnt in den folgenden Briefen die Heiratssache mit keinem Worte mehr, bis Viret am 29. September selbst wieder die Sprache darauf bringt.

Saunier, früher Rektor der Genfer Schule, damals Pfarrer zu Aubonne im Waadtland, hat ihn wieder auf die Witwe hingewiesen: es ist offenbar ein Gemeindeglied, das er so gerne an den Mann bringen möchte. Aber Viret scheint wenig geneigt; die trüben Zeiten haben in ihm überhaupt Zweifel wachgerufen, ob es erlaubt sei, noch einen neuen Hausstand zu gründen. Ging doch eben damals in Deutschland der schmalkaldische Krieg seinen trübseligen Gang, der von nichts als von Uneinigkeit und Unentschlossenheit bei den Protestanten zeugte, während andrerseits aufgefangene päpstliche Depeschen zeigten, daß man auf der Gegenpartei fest entschlossen sei, die Ketzerei auszurotten. In der Westschweiz war man überdies bange vor großen Kriegsrüstungen in Frankreich, obwohl man Grund zur Annahme hatte, sie geschähen „zu Gunsten der Herren Protestanten", wie in diesen Tagen der Genfer Rat dem von Bern meldete. Das waren nicht Zeiten für Heiratsgedanken! Und nun kam eben in diesen Tagen die vorher so ersehnte Antwort von Straßburg; Herr de Falais wußte eine Person, die gepaßt hätte, — ihren Namen erfahren wir wieder nicht — und erkundigte sich bereits in ihrem Interesse nach Virets Gesundheitszustand. Hatte Viret nun aber schon seine Zweifel, ob er in dieser Zeit überhaupt heiraten dürfe, so schien vollends eine Reise nach Straßburg ein Ding der Unmöglichkeit, und ohne vorherige persönliche Bekanntschaft wollte er nicht in die Ehe treten. So hatte nun Calvin die keineswegs leichte Aufgabe, in Virets Namen den Straßburger Vorschlag, um den er doch selbst gebeten hatte, abzulehnen. Er schreibt, in der andeutenden Weise, die notwendig war in einer Zeit, da so viele Briefe verloren gingen und in falsche Hände kamen:

Was nun die Sache des Mannes angeht, in der ich Sie bat, so gab er mir die Antwort, er lasse Ihnen ergebenst für die ihm erwiesene Freundlichkeit danken, doch möchte er jedenfalls erst mit der vorgeschlagenen Person Verkehr gehabt haben, da er sonst fürchten müßte, sie würden sich aus Mangel an gegenseitigem Verständnis nicht wohl bei einander befinden in Zukunft. Nun findet er aber, in diesen Kriegsunruhen wäre die Reisezeit schlecht gewählt, und ich bin darin gleicher Meinung. Andrerseits wäre aber auch ein langes Hinausziehen der Sache gefährlich; es ist das ja auch gegen Ihre Absicht und ich finde es sehr vernünftig. Im Uebrigen läge kein Hindernis in seiner Kränklichkeit; ich finde es nur unrecht, daß eine so ungewisse Sache so lange in der Schwebe bliebe. Freilich kann ich auch, angesichts der Gründe, die er dafür anführt, seine Forderung nicht mißbilligen, die Frau, die er nehmen wolle, müsse unterrichtet sein von dem Hauskreuz, das er zu tragen habe. Dazu fordere die Liebe vorherige Bekanntschaft, und die Ehen seien nie glücklich, wenn sie nicht auf gegenseitiger persönlicher Erklärung beruhten und man nicht darüber gesprochen habe, was jeder Teil vom Andern verlange. Das Uebel liegt eben in dem langen Warten, und doch sehe ich sonst keinen Rat. Ich bitte Gott, er wolle die Sache gut ausfallen lassen, wie es auch sei.

Ohne ganz abzubrechen, weiß Calvin seines Freundes entschiedene Weigerung, sich auf eine so weitläufige Sache einzulassen, zur Geltung zu bringen, und die Gründe, die er in Virets Namen vorbringt, zeigen, daß dieser in solchen Dingen entschieden praktischer dachte und doch zugleich unserm modernen Empfinden näher steht als Calvin, dem eine Verlobung ohne persönliche Bekanntschaft kein Bedenken gemacht hatte. Die

Straßburger Antwort hatte übrigens Calvin offenbar Virets Anfrage vom 29. September übersehen lassen, denn nun, da der gefürchtete Winter immer näher kommt, erneuert sie dieser, diesmal schon bestimmter und ohne mehr prinzipiell sich über das Heiraten oder Nichtheiraten Gedanken zu machen. Wieder ist von der Witwe die Rede, auf die ihn Saunier aufmerksam gemacht hatte. Viret hatte, Sauniers Urteil nicht ganz trauend, einem andern Kollegen, der nach Aubonne gereist war, aufgetragen, ihm seinen Eindruck mitzuteilen, und weiß nun von ihm zu melden:

Er hat die Witwe gesehen und ihr Benehmen hat ihm sehr gefallen, obschon er nur während eines Abendessens Gelegenheit hatte, sie zu sehen und zu beobachten. Nun will ich mich zu Saunier begeben, um selbst etwas zu erfahren. Denn es ist Zeit, daß ich jetzt für meine Sache sorge. Ich spüre die Nachteile des Alleinseins jeden Tag mehr. Ich hatte dich um deine Meinung gebeten und weiß nicht, ob du meinen Brief erhalten hast; es wäre mir unlieb, wenn er verloren gegangen wäre, denn es standen Dinge darin, von denen ich nicht möchte, daß sie Andern bekannt würden. Gib mir also Bericht, ob du ihn erhalten hast. Weißt du nichts Anderes oder gibst mir besseren Rat, so weiß ich nichts zu tun, als Sauniers Rat zu befolgen, wenn mir die Vorgeschlagene gefällt bei meinem Besuch. Lust hatte ich zwar eigentlich nicht zu einer Witwe; da es aber schwer ist, Allem auszuweichen, was einem nicht paßt, muß man schon Einiges hinnehmen.

Waren wir nach dem Bescheid, den Viret nach Straßburg gab, in Versuchung, ihm über die Ehe modernere Anschauungen, wie die Notwendigkeit persönlichen Einverständnisses vor der Verlobung, zuzutrauen, so warnt uns dieser Brief davor, ihn allzu sehr nach unserm Empfinden denken zu lassen. Die Ehe scheint ihm hier eben doch ein notwendiges Uebel, das geringer ist, als die Nachteile des Alleinseins und mit Resignation schickt er sich darein, wenns denn sein muß, selbst eine Witwe zur Frau zu nehmen; immerhin — und darin unterscheidet er sich doch vorteilhaft von andern Zeitgenossen — vorausgesetzt, daß er sie gesehen und sie ihm gefallen hat. Wir können ihn uns denken, wie er, jedenfalls fast seufzend, den Gang nach Aubonne antrat. Am 19. Oktober berichtet er dem Freunde in Genf davon:

In der Heiratsangelegenheit ist noch nichts abgeschlossen. Ich habe die Frau gesehen und mit ihr gesprochen. Ihre Art mißfiel mir nicht. Je genauer ich mich erkundigte, mit umso mehr und umso bessern Zeugnissen wurde sie mir empfohlen. Ich habe nun vor, die Sache sobald wie möglich zum Abschluß zu bringen, so Gott will. Vielleicht kann die Verlobung schon diese Woche stattfinden, wenns die Geschäfte erlauben. Ich bin entschlossen, Alles mit so wenig Lärm und Aufsehen und so einfach als möglich zu machen.

Käme nicht das Wort Heirat und Verlobung in diesen Sätzen vor, so würde jeder Leser annehmen, es handle sich etwa um das Dingen einer Haushälterin, und tatsächlich hat es auch Viret wohl nicht viel anders empfunden; er will drum auch in aller Stille die Sache nun rasch zum Abschluß bringen, ehe der böse Winter kommt —, wenn es nämlich die Geschäfte erlauben. Aber sie erlaubten es nicht; es ging noch zwei Monate, bis alles zum Abschluß kam und wir hören aus der Korrespondenz darüber gar nichts. Nur Eins vernehmen wir: daß Calvin den Freund jetzt in der sichern Bahn wußte, die ihn zur Ehe führte, und deshalb selbst ein neues Projekt ihm gar nicht verriet, um ihm seine Kreise nicht nochmals in Verwirrung zu bringen. Von Straßburg kam nämlich eine offenbar etwas pikierte Antwort. Herr de Falais begriff nicht — und wir verstehen das — wie man ihn erst um seine Vermittlung ersuchen konnte und dann, als er helfen wollte und dazu noch die Person vorschlug, die nach seiner Vermutung Calvin im Auge gehabt hatte, so kühl ablehnenden, vorsichtig ausweichenden Bescheid gab. Calvin glaubte jetzt keinen Grund mehr zu haben, etwas zu verheimlichen, und deckte vor Herrn de Falais das Spiel mit einer fast vollständigen Offenheit auf.

Der Brief an Herrn de Falais mag noch kaum unterwegs gewesen sein, als Calvin offenbar mündlich durch Saunier die Einladung erhielt, Virets Trauung beizuwohnen; er nahm sie gerne an. Schon in den nächsten Tagen scheint die Hochzeit stattgefunden zu haben: die Gattin, die Viret nun, also neun Monate nach dem Tode der Elisabeth Turtaz, heimführte, hieß Sebastienne de la Harpe, war die Tochter eines in Lausanne verbürgerten Apothekers und die Witwe des Jakob Carraz. Am 3. Dezember ist Calvin wieder in Genf und grüßt den Freund samt seiner Gattin in einem Briefe; fortan geht kaum ein Brief an Viret ab, ohne einen Gruß an seine Frau, denen sich bald auch Idelette mit besondern Grüßen anschließt. Innige Freundschaft verband bald auch Sebastienne mit Calvins Gattin. In langer, glücklicher Ehe schenkte sie ihrem Manne sechs Kinder, fünf Töchter und einen Sohn; der Erstgebornen, Marie, war Farel, der zweiten, Marthe, Calvin Pate. Als 1559 Viret Lausanne verlassen mußte, folgte ihm die Gattin ins Exil; nach seinem Tode 1572 kam sie allein und mittellos aus Frankreich zurück und erhielt vom Lausanner Rat ein Zimmer im Hospital angewiesen.

Rudolf Schwarz

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Aus Berlin wird uns Nr. 19 der Täglichen Rundschau zugeschickt. Es handelt sich um die Veröffentlichungen über die Neujahrs-Ansprache Kaiser Wilhelms an seine Generäle und unser Votum dazu in Nr. 4. Da uns die einschlägige Nummer des Berliner Tageblatts noch nicht zugegangen ist, können wir die Sache erst in acht Tagen erledigen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Donnerstag 11. Februar 8 Uhr, Religiöser Diskussionsabend im ehemal. Friedrich-Werderschen Gymnasium (Aula) Dorotheenstr. 13/14: Erbsünde und Erbschuld. Prediger Lic. Dr. Violet.

Dresden. Mittwoch 24. Februar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I Stock: Monismus und Sittlichkeit. Kautzsch.

Gießen. Mittwoch 24. Februar (nicht 10.) 7½ Uhr im Hotel Schütz Bahnhofstraße: Protestantismus und moderne Literatur. Pfarrer Börsch-Eschersheim.

Halle a. S. Mittwoch 10. Februar 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause: Die Wahrhaftigkeit in Predigt und Unterricht.

Hamburg. Mittwoch 17. Februar 8 Uhr Gemeindehaus St. Georg, Obersaal Rostockerstraße, Ecke Stiftstraße: Monismus und Ethik. Pastor Reuß.

Marburg. Mittwoch 10. Februar 8½ im Ritter: Religionsgeschichte und Evangeliumsverkündigung.

Nordhausen. Mittwoch 10. Februar ½5 Uhr im Hotel Schneegaß: Was heißt gebildet sein?

Stuttgart. Montag 1. März ½8 Uhr Herzog Christoph: Erlösungsglaube. Stadtpfarrer Günther-Backnang.

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Alexander Duncker
Berlin

Nr. 4. Zum neuen Jahre. IV — Moderne Erziehung in Haus und Schule — Klerus und Gehaltsfrage — Aus Preußen: Zur Kommunalsteuerfreiheit der Geistlichen; Berichtigung — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Aus Baden — Mancherlei

Nr. 5. Worte, die ihre Zeit überdauern — Badische Politik — Moderne Theologie und Missionsseminare — Aus Preußen: Glauben und Kirchenlehre; Gemeindeorthodoxie; Die Kommissionsberichte über die Beamten- und Pfarrbesoldung — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Innere Mission und Partei; Aus Baden; Aus Sachsen; Aus Weimar — Mission

Junges gebildetes Mädchen mit höherer Mädchenschulbildung, französisch sprechend, bisher infolge Krankheit ohne Stellung, jetzt aber völlig genesen, sucht Wirkungskreis, am liebsten im Auslande, in Familie bei Kindern oder im Haushalte, evtl. au pair. Offerten zu richten an **Paula Gieseler**, Pfarrhaus in **Lixheim** (Lothr.)

Gesucht zum 15. März evangelischer Theologe als

Hauslehrer und Erzieher

für 3 Knaben, von denen zwei die erste Klasse des Gymnasiums besuchen, einer die fünfte Klasse der Volksschule. Gehalt außer freier Station und Reise 1000 Mk. Bewerbungen an Rentier **J. Huber**, Villa Musch und Lun, **Meran in Südtirol**

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattlatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Land-Erziehungs-Institut „Heimgarten"
Jugenheim a. d. Bergstraße

Ersatz des Elternhauses für Mädchen, vom zartesten Alter an. Staatlich konzessionierte Privatschule. Beschränkte Anzahl Zöglinge. **Individuelle Erziehung und Pflege.** Pensionspreis von 500—900 Mk. Vorsteherinnen **Elisabet Griecke, Käte Bombon.**

Vorzügliche Referenzen.

Emser Wasser
Kränchen.

Hauslehrer

gesucht für Ostern zu einem 11 jährigen Knaben, der im Herbst die Quarta des hiesigen Gymnasiums besuchen soll. Nur schon Hauslehrer gewesene junge Leute wollen sich melden und Zeugnisse und Photographien einsenden. Möglichst langer Contrakt erwünscht.

Frau Louis Borchard Wwe.
Baden-Baden

Bitte!

Katholischer Priester bittet edle Protestanten, ihm die Konversion und das Studium der evangelischen Theologie durch Spenden oder unverzinsliches Darlehen zu ermöglichen. Betrag wäre bei der frgl. evang. theol. Fakultät zu hinterlegen. Offerten sub. Pastor N. C. 102 an die Exped. d. Bl.

Ich suche für möglichst bald einen **Pfarramtskandidaten** oder **Vikar**, der mir für einige Monate in Predigt und Konfirmandenunterricht behülflich sein könnte. Es bleibt noch genügend Zeit zu eigener Arbeit. Meldungen mit Gehaltsansprüchen an

Prieborn Schlesien — **P. Horn** Pastor.

Soeben erschien:

Verlags-Bericht

von

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

und der

H. Laupp'schen Buchhandlung
(Besitzer: Dr. Paul Siebeck)

über die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1908.

Der Verlagsbericht wird an Interessenten unentgeltlich abgegeben.

Cassel, Evangelisches-Fröbelseminar

verbunden mit Erziehungsheim: **Reformpensionat für Töchter der gebildeten Stände.** Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnen - Seminar, Ausbildung zur Leiterin, Volkserzieherin und Kinderkrankenpflegerin. Im Juli von Kgl. Regierung empfohlene **„Fröbelkurse“** für Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe **„Arbeit im Fröbelseminar Cassel“** von Hanna Mecke, zu beziehen durch die Anstalt.

Das Kuratorium

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 4. Die römische Kirche in Deutschland. Schluß — Resolution des kath. Klerus im Dekanat Kreuznach — Aufruf der Augustkonferenz — Die preußischen Provinzialsynoden von 1908. Zweites Stück — Verschiedenes: Deutschkatholiken; In Genf; Das bulgarische Exarchat in Konstantinopel; Staatssekretär Dernburg; Die Kommissionsberichte über die Beamten- und Pfarrbesoldung.

In unserm Verlag ist soeben erschienen:

Neue Bahnen für den Unterricht in Luthers Katechismus

von Prof. Heinr. Matthes (Darmstadt)

Gr. 8. 22 Seiten Mk. 0,40.

Gegen Einsendung von Mk. 0.40 in Briefmarken erfolgt postfreie Zusendung.

Berlin W. 9 Köthenerstr. 4 — **Reuther & Reichard**

Monatsblätter für den evangelischen

Religionsunterricht

Zeitschrift für Ausbau und Vertiefung des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung in Schule, Kirche und Haus

Herausgegeben von **Heinrich Spanuth**, Oberlehrer

Zweiter Jahrgang: Februar-Heft:

Vom Kinderglauben zum Männerglauben. Von Prof. Dr. **Pöhlmann.** — Der quantitative und qualitative Faktor im Wesen der Religion und in der Erziehung zur Frömmigkeit. Von Lehrer **H. Schriber.** — Die Bibel im geschichtl. Religionsunterricht. Von cand. min. **B. Fritschi.** — Die Trinitätslehre in den höheren Klassen. Von Dr. **Fr. Lüdtke.** — Nachrichten. (Chronik: Kirchl. und kirchenpolit. Aktionen. 2. Stück: Der Hamburger Kirchenstreit. Vom **Herausgeber**; Die 10. Konferenz der Religions-Lehrer Berlins und Brandenburgs.) Bücherbesprechungen. — Versammlungskalender.

Das Februarheft zur Probe kostenfrei

Preis halbjährl. 3 *M.* Ausg. B mit der Beilage „Blätter für religiöse Erziehung“ halbjährlich 3,30 *M.*

Göttingen — **Vandenhoeck & Ruprecht**

Schriften von Dr. Johannes Müller:

Die Reden Jesu verdeutscht und vergegenwärtigt. Erster Band: Von der Menschwerdung. Erstes bis zehntes Tausend. In Leinenband Mk. 4.—, in feinstem Lederband Mk. 5.50. (Soeben erschienen!)
Inhalt: Vorbetrachtungen — Der Ruf zum Leben — Die Erfüllung — Vom neuen Werden — Die Neuordnung aller Dinge — Die alte und neue Zeit — Vergebung der Sünden — Von den Dämonen — Das Gleichnis vom Samen — Die Intellektualisten — Der neue Weg — Menschen untereinander.

Bausteine für persönliche Kultur. Zur Verständigung für die Suchenden von heute. **4.** und **5.** Tausend (soeben erschienen!) 1. Stück: Das Problem des Menschen — 2. Stück: Persönliches Leben — 3. Stück: Das Ziel. Elegant kartoniert je Mk. 1.25.

Die Bergpredigt verdeutscht und vergegenwärtigt. Zweite, durchgesehene Auflage. **11.** bis **15.** Tausend. In Leinwand geb. Mk. 4.—, ganz in Leder Mk. 5.50.

Von den Quellen des Lebens. **6.** Tausend. In Leinwand geb. Mk. 4.—, ganz in Leder Mk. 5.50.
Inhalt: Was ist Wahrheit? Atheismus. Glaube und Wissen. Glaube und Sittlichkeit. Die Liebe. Wer war Jesus? Wie finden wir uns selbst?

Hemmungen des Lebens. **6.** bis **8.** Tausend. In Leinwand geb. Mk. 3.—, ganz in Leder Mk. 4.50.
Inhalt: Die Trauer. Die Furcht. Die Sorge. Die Unsicherheit. Der Zweifel (das Mißtrauen). Der Andere in uns.

Vom Leben und Sterben. **6.** bis **10.** Tausend. Leicht geb. M. 1.—.
Inhalt: Der Tod. Gibt es ein Leben nach dem Tode? Diesseits und Jenseits. Das Ende. Der Abschied. Die Heimsuchung. Der Aufschwung.

Beruf und Stellung der Frau. **Ein Buch für Männer, Mädchen und Mütter. 4. Auflage. 16.** bis **20.** Tausend. In Leinwand geb. Mk. 3.—, ganz in Leder Mk. 4.50.

Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. Zwei Bände Essays von **Dr. Johannes Müller** und **Dr. Heinrich Lhotzky.** Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Erster Band 3. Auflage, 8.—12. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Zweiter Band 2. Auflage, 7.—10. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Die Religion in Geschichte und Gegenwart.

Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Unter Mitwirkung von **Hermann Gunkel** und **Otto Scheel** herausgegeben von **Friedrich Michael Schiele.** Erscheint in Lieferungen à Mk. 1.—. **Lieferung 6 erschien am 15. Januar 09.**

Die Heilige Schrift des Alten Testaments

in Verbindung mit einer Anzahl von Fachgelehrten übersetzt und herausgegeben von Professor **D. E. Kautzsch** in Halle. **Dritte, völlig neugearbeitete, mit Einleitungen und Erklärungen zu den einzelnen Büchern versehene Auflage.** Lex. 8. Erscheint in Lieferungen à 80 Pfg. **Lieferung 8** (enth. 2. Samuelis 20 bis 2. Könige 5) **erschien am 20. Januar 09.**

Bibliotheken

und **einzelne Werke** kauft

Ernst Fuhrmann, Berlin NW 7
Universitäts-Straße 3 B.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Georg D W Callwey in München (Das christliche Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus)